This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
100
.E73
v.3

Erzieher des Preußischen Heeres

BUHR A
a39015 01809178 8b

Friedrich der Große

von Oberstleutnant z. D.
v. Bremen

EX
LIBRIS
H.W.

Walter

Geleitwort.

Die Tätigkeit der hervorragenden Erzieher des Heeres für die heutige Generation wirklich fruchtbar zu gestalten, ist das Ziel dieser Sammlung. Sie gründet sich auf die Überzeugung, daß der Erfolg des Heeres, bei aller selbstverständlichen Bedeutung der technischen Schulung, in erster Linie von dem bei der Truppe und den Unterführern herrschenden Geiste und den intellektuellen und moralischen Faktoren abhängt, und daß dieser Geist durch die großen Persönlichkeiten an der Spitze des Heeres gebildet wird.

Die vorliegenden knappen, Volkstümlichkeit anstrebenden, jedoch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einzeldarstellungen wollen die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens jener bedeutenden Männer zeichnen, soweit es für die Entwicklung des Heeres von erzieherischer Bedeutung gewesen ist.

Indem die Lebensskizzen die Bedeutung der Persönlichkeiten für ihre Zeit historisch begründen und daran anknüpfend erkennen lassen, was wir noch heute unmittelbar von ihnen lernen können, streben sie eine vorwiegend ethische Wirkung an: daraus ergibt sich, daß nur die Führer für uns in Betracht kommen, die als sittlich höchststehende Menschen den Idealtypus des preußischen Offiziers entwickelt haben.

Und so behandelt die in zwölf Bänden abgeschlossene Sammlung folgende Männer:

1. Der Große Kurfürst.
2. König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
3. König Friedrich der Große.

4. York.
5. Scharnhorst.
6. Gneisenau.
7. Klausewitz.
8. Boyen.
9. Prinz Friedrich Karl von Preußen.
10./11. Kaiser Wilhelm der Große und Roon.
12. Moltke.

Daß diese Sammlung dem Geiste Moltkes entspricht, dürfen wir aus dessen eigenen Worten in der Rede im Reichstage vom 16. Februar 1874 schließen.

„Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. — Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand hat unsere Schlachten gewonnen."

Hat der große Stratege hierbei auch nicht bestimmte Personen in Auge gehabt, so wissen wir doch, daß der Geist des allgemeinen Erziehers, des Militärstandes, das Werk der Männer ist, deren Wirken in diesen Bänden zu schildern unternommen wurde.

Charlottenburg, Sommer 1905.

v. Pelet-Narbonne
Generalleutnant z. D.

Erzieher des Preußischen Heeres

Hrsg.: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne

3. Band

Friedrich der Große

von

W. v. Bremen

Oberstleutnant z. D., zugeteilt dem Großen Generalstabe

Berlin W. 35

B. Behr's Verlag

1905

Erzieher des Preußiſchen Heeres

Hrsg.: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne

3. Band

Friedrich der Große

von

W. v. Bremen

Oberſtleutnant z. D., zugeteilt dem Großen Generalſtabe

Berlin W. 35

B. Behr's Verlag

1905

DD
100
.E73
v.3

Alle Rechte vorbehalten.

13-424565

Inhalt.

	Seite
1. Friedrich als Kronprinz	1
2. Erste Regierungszeit	5
3. Der erste Schlesische Krieg	8
4. Der zweite Schlesische Krieg	17
5. Die Friedenszeit bis zum Siebenjährigen Kriege	21
6. Der Siebenjährige Krieg	58
1756	58
1757	60
1758	72
1759	77
1760	83
1761	86
1762	89
7. Nach dem Kriege	91
Verzeichnis der hauptsächlichsten Quellen	101

1. Friedrich als Kronprinz.

Am 24. Januar 1712 erblickte im alten Königsschlosse zu Berlin derjenige preußische König das Licht der Welt, der von allen mit seinem Heere am engsten verbunden gewesen, der in der Blüte seiner Jugend mit ihm auszog, alte Rechte seines Hauses zu wahren, den schon nach zwei kurzen siegreichen Feldzügen sein dankbares Volk und Heer mit dem Namen des Großen begrüßten, und der dann vorausschauend seine Armee in jahrelanger Arbeit selbst für den großen Entscheidungskampf, den er unausbleiblich kommen sah, schulte, um damit in siebenjährigem harten Ringen seinen Staat in die Reihe der europäischen Großstaaten einzuführen.

Vieles von dem, wozu er unermüdlich Führer und Truppen erzog, ist mit ihm dahin gegangen, es hatte nur Wert für seine Zeit, aber als auf den Feldern von Jena dann das ganze so sorgsam ausgebildete Kriegsinstrument zerbrach, da zeigte sich, was echt an seinem Werke gewesen, und schon wenige Jahre später konnte dieselbe Armee an die Spitze des Kampfes gegen den fremden Eroberer treten und seine Macht für immer brechen. So hatte das, was er seinem Heere gegeben, der Geist der Pflichttreue und selbstlosen Hingebung, auch diese Katastrophe überdauert, und als wieder nach halbhundertjähriger Friedenszeit die preußische Armee berufen wurde, in den Kämpfen um das neue Deutsche Reich die Führung zu übernehmen, da zeigte es sich, daß auch der lange Frieden jene edelsten Keime echten Soldatentums, die der

große König mit Hingabe seiner ganzen Person einst geweckt und gepflegt, nicht zu töten vermocht hatte.

So blicken auch heute noch Volk und Heer dankbar zu jener großen Heldengestalt empor, und wie das Volk sie in rührender Weise mit hundert Legenden, die ihm das fast übermenschliche Heldentum menschlich näher brachten und lieb und vertraut machten, ausgeschmückt hat, so weiß das Heer, daß es die stärksten und nie versiegenden Quellen seiner Kraft auf seine Lebensarbeit zurückzuführen hat. Hierzu einen Beitrag zu liefern, das ist, soweit es hier die Grenzen gestatten, der Zweck dieses kleinen Werkes.

Schon die früheste Erziehung des jungen Prinzen lag in den Händen höherer Offiziere, des verdienten Generalleutnants Grafen Finckenstein und Obersten von Kalckstein, denen der König in der Weisung vom 13. August 1718 einschärfte, alles anzuwenden, „um dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimieren, daß gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte". An den Exerzierübungen des Corps de cadets mußte der Prinz teilnehmen, und wenige Jahre später, 1721, wurde auch im Schloß ein kleines Zimmer als eine Art Zeughaus mit Waffen aller Art eingerichtet. Nach seiner am 14. Mai 1728 erfolgten Beförderung zum Oberstleutnant erhielt er durch den Ingenieurmajor Sennig militärischen Unterricht und tat weiter beim Regiment des Königs in Potsdam Frontdienst. Aber die harte Art des Vaters hatte bekanntlich nicht den von ihm gewünschten Erfolg, was einsichtigen Beobachtern nicht verborgen blieb, wie dies schon der österreichische Gesandte Graf Seckendorf 1725 eingehend nach Wien meldete. Der Sohn fand mehr Gefallen an französischer Wissenschaft und am

Flötenspiel als am militärischen Dienst, ja er geriet in Gefahr, wertvolle Jahre seines Lebens in Jugendtorheiten zu verlieren. Da trat im August 1830 jene bekannte Katastrophe des Fluchtversuches ein, der die zweijährige strenge Haft in Küstrin folgte, und jene arbeitsamen Jahre sind es gewesen — wir können es uns nicht verhehlen —, die aus den Schlacken der Jugendtorheiten und leichten Auffassung des Lebens den großen Sinn des jungen Fürsten immer klarer hervortreten ließen und die Eigenschaften entwickelten, die ihn später in den furchtbaren Kämpfen seines Lebens nimmer verließen, die Fürsorge für das Kleine, die nimmermüde Arbeitsamkeit und die Gewohnheit, an sich selbst immer die höchsten Anforderungen zu stellen. Durfte doch schon damals der Kriegsrat v. Wolden an den bekannten General v. Grumbkow das prophetische Wort schreiben: „Möge nur der gütige Gott dem Könige das Leben noch auf einige Jahre fristen, damit der Kronprinz zur Reife gelangt und dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten werden wird, welche das brandenburgische Haus jemals hervorgebracht hat."

Die ersten kriegerischen Ereignisse, denen Friedrich beiwohnen durfte, der Rheinfeldzug des Jahres 1734, an dem brandenburgische Hilfsvölker unter dem Befehl des Prinzen Eugen teilnahmen, vermochten ihm zwar von den Lehren des großen Krieges wenig zu bringen, da er ziemlich tatenlos verlief, gleichwohl lernte er das Leben im Felde kennen, und sein praktischer Sinn zeigte sich bei mehreren Gelegenheiten. Als er einst ein preußisches Dragonerregiment ohne Fourage traf und der Oberst zur Entschuldigung anführte, daß der Prinz Eugen alles Fouragieren verboten habe, erklärte er: „Ich werde fouragieren lassen und sollte ich es vom Altar nehmen. Kavallerie ohne Futter ist eine Scheide ohne Degen." Auch lernte er den Ton des gemeinen Soldaten im Lager kennen, der ihn dann später in den gefahrvollsten Lagen

ſo populär machte. Vor allem aber erkannte er eins, den ſchlechten innern Zuſtand der kaiſerlichen Armee, und dies iſt ſicherlich ſpäter bei ſeinem ſchnellen Entſchluß, in Schleſien einzumarſchieren, nicht ohne Einfluß geweſen.

Es folgten für den jungen Kronprinzen die Rheinsberger Jahre, wo er neben dienſtlichen Beſchäftigungen mit dem ihm vom Könige zugewieſenen Regiment in Ruppin ſich in dem idylliſch gelegenen Schloſſe am Rheinsberger See ganz den Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften, der Poeſie, den ſchönen Künſten hingab, und die er nachmals wehmütig als die ſchönſten ſeines Lebens oft bezeichnet hat. Sie gewannen vor allem dadurch für ſeine weitere Entwicklung Wert, weil er hier die Muße fand, ſich innerlich über ſeinen dereinſtigen Herrſcherberuf klar zu werden, und er hat die hohen Aufgaben, die ſeiner warteten, am ſchönſten und reinſten in ſeinem „Antimacchiavell“ niedergelegt, worin er im Gegenſatz zu dem zweizüngigen Italiener, der die Liſt und Verſtellung, Falſchheit und Selbſtſucht als des Fürſten höchſte Eigenſchaften bezeichnet, zum erſten Male das große Wort ausſpricht, daß der Fürſt des Volkes erſter Diener ſein müſſe, das er dann durch ein ganzes kampf- und entbehrungsreiches Leben wahrgemacht hat. Und wie er in derſelben Schrift von den Pflichten des Staatsoberhauptes als Kriegsherrn und Feldherrn ſchreibt: „Da mag der Fürſt zeigen, daß der Sieg von ſeiner Kriegskunſt unzertrennlich iſt, daß ſein Scharfblick das Glück feſtgekettet hält“, ſo beruht dieſe Überzeugung auf den umfaſſenden militäriſchen Studien, die er in jenen Jahren betrieb. Von den militäriſchen Schriftſtellern des Altertums, von Cäſar an, bis zu den neueren, Puyſegur, Folard, Marſchall von Sachſen u. a. blieb ihm nichts fremd.

2. Erste Regierungszeit.

Am 31. Mai 1740 schloß Friedrich Wilhelm I. im Stadtschlosse zu Potsdam die Augen, nachdem er zuvor in milden Worten den aus Rheinsberg herbeigeeilten Sohn begrüßt, ihm in ergreifender Rede sein vollstes Vertrauen ausgesprochen und die Regierung feierlich übertragen hatte.

Das Heer, was der junge König vorfand, war in harter Arbeit aus den zuchtlosen Banden des dreißigjährigen Krieges mit seinen Kondottierioffizieren zu einem innerlich festgefügten stehenden Heere, in dem schon der Keim der allgemeinen Wehrpflicht emporwuchs, geworden, dessen größte Kraft aber in seinem von keinem damaligen Staate erreichten Offizierkorps beruhte, für dessen Wandel nichts bezeichnender ist, als daß schon die Söhne des einst unbotmäßigen Adels es sich zur höchsten Ehre anrechneten, ihm anzugehören. So diente schon ein Enkel jenes Kalckstein, dem der Große Kurfürst als Hochverräter in Königsberg das Haupt hatte vor die Füße legen lassen, im Heere als Offizier, und einen zweiten wollte der Vater ihm zuführen.

Nichts eingreifendes brauchte daher der junge König nach seinem Regierungsantritt zu tun. Die innere Einrichtung konnte unverändert bleiben, nur die gewaltsamen Werbungen in den Kantons mit ihren Brutalitäten wurden abgestellt, ebenso das Fahnden auf ungewöhnlich große Leute mit all seiner Roheit und den politischen Verwicklungen, die es so oft im Gefolge gehabt hatte. Zum letzten Male taten die Riesen bei der Leichenparade Friedrich Wilhelms am 22. Juni ihren Dienst, nur ein Bataillon „Grenadier-Garde“ blieb „in Ordnungen, Montierungen, Propreté, insbesondere auch Gewehren und Patronentaschen zum glorwürdigsten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Majestät“ bestehen.

Änderte so Friedrich an den inneren Einrichtungen nichts, so nahm er doch sofort eine Vermehrung des Heeres von 66 auf 83 Bataillonen vor, verstärkte drei bestehende Dragonerregimenter um je fünf Schwadronen, errichtete ein neues Husarenregiment und die Schwadron Garde du Corps. Diese wurden teils durch Abgaben alter Regimenter, teils durch Werbung im Auslande und Übernahme ganzer Truppenteile aus fremden Kriegsdiensten gebildet. Mit stillem Ingrimm hatte Friedrich gesehen, wie das treffliche Heer, das sein Vater geschaffen, nirgends in die Wagschale geworfen worden war, er wollte, daß die fremden Mächte auch davon überzeugt sein sollten, daß „die Preußen auch schießen".

Wichtiger als diese äußere Vermehrung aber waren die sofortigen Bestrebungen für eine bessere Behandlung des gemeinen Mannes, für eine Hebung der Kameradschaft im Offizierkorps. Wie er bereits am Morgen nach dem Tode seines Vaters die in Berlin versammelten höheren Offiziere kurz und ernst bedeutet hatte, die gegen einige vorliegenden Klagen über Habsucht, Härte und Übermut abzustellen, so forderte er nun, daß die Soldaten menschlich behandelt werden müßten, ebenso wie sie ihrerseits die Bevölkerung zu behandeln hätten.

Zur Hebung des Ehrgefühls der künftigen Offiziere wurde das bisherige „Fuchteln" der Kadetten abgeschafft, sie sollten als Edelleute und künftige Offiziere behandelt werden. Häufig hatten auch bisher die Kommandeure ihnen unliebsame Offiziere durch allerhand Schikanen zu verdrängen gesucht. Wo Friedrich hiervon Kunde erhielt, griff er ein und wies unter anderm einen Prinzen seines Hauses, den Markgrafen Friedrich von Schwedt, der einen ihm unbequemen Rittmeister verdrängen wollte, mit harten Worten an, daß er sich nicht einfallen lassen solle, „daß Ich Ihretwegen denen Offiziers Tort tun und sie vor die Langeweile wegjagen werde; vielmehr wird es gut sein, daß Ew. Liebden

darinnen andere Maximen annehmen und sich mit denen Officiers dero Regiments so comportieren, wie es billig und anständig ist".

Wenn damals preußische Prinzen Inhaber fremdländischer Regimenter waren, so war dies mehr als eine bloße Ehrenstelle wie heute, sie standen vielmehr durch Annahme von Bezügen in einem gewissen dienstlichen Abhängigkeitsverhältnis zu diesem Staat. Dem machte Friedrich ebenfalls alsbald ein Ende. Er war selbst als Kronprinz Inhaber eines niederländischen Regiments, das er nun sofort an einen Herzog von Holstein-Gottorp abtrat, indem er dem zu einem Bericht über Ursprung und Folgen dieses Verhältnisses aufgeforderten Ministerium stolz schrieb: „Der Fürst von Zippelzerbst tut wohl daran, bei den Holländern, wenn er kann, Oberst zu sein und seinen Söhnen dort Regimenter zu verschaffen, aber ein König von Preußen hat das Betteln nicht not, weder für sich noch für seine Verwandten, er kann soviel Truppen halten, daß wenn er noch dreimal so viel Brüdern und Vettern hätte, als er wirklich hat, doch alle untergebracht werden könnten". Dieses stolze Selbstbewußtsein sollte sich auch bald im Verhalten gegen äußere Mächte zeigen.

Versuchen wir es nun auch noch, uns das äußerliche Bild des jungen Königs in diesen Tagen vor Augen zu rufen. „Das niedlichste Menschenkind im ganzen Königreiche" nannte ihn ein Fremder, der ihn zum ersten Male sah. Von kaum mittelgroßer Gestalt und etwas zur Fülle neigend, zeigte sein volles von Luft und Sonne gebräuntes Antlitz noch fast knabenhafte Züge mit freien edlen Blicken, volle Wangen und einen feingeschnittenen Mund, dessen Lächeln auch „dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimütig mit ihm zu unterreden, während die großen Augen schon jenen wundervollen Glanz hatten, den sie immer trotz zunehmender Kurzsichtigkeit behalten haben".

3. Der erste Schlesische Krieg.

Mit einem wohlgerüsteten Heere und einem Staatsschatze von $3\frac{1}{2}$ Millionen Talern, einer für jene Zeit gewaltigen Summe, konnte der junge König seinen Ansprüchen auf Schlesien den nötigen Nachdruck verleihen, als der Tod Kaiser Karls VI. am 26. Oktober 1740 die Frage der österreichischen Erbschaft aufrollte. Schon am 16. Dezember überschritten die preußischen Truppen die schlesische Grenze bei Krossen. In froher Siegesgewißheit schrieb Friedrich an seinen Minister Podewils: „Ich habe den Rubicon mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel überschritten", ohne allerdings zu ahnen, daß damit die Würfel über sein Leben gefallen waren. Die Offiziere der Berliner Garnison hatte er vor dem Ausmarsche in einer Ansprache an den Ruhm erinnert, den sich ihre Vorfahren auf den Feldern von Warschau und Fehrbellin erworben hätten, und an ihre Tüchtigkeit appelliert.

Da das österreichische Heer nicht kriegsbereit war, so vollzog sich der Einmarsch ohne Widerstand und der Winter brachte nur kleine Scharmützel an den schlesischen Grenzbergen. Aber auch diese gaben dem König schon Gelegenheit, dort, wo sich Fehler zeigten, ernst einzugreifen. Als eine Schwadron Schulenburg-Grenadiere zu Pferde am 27. Februar 1741 von österreichischen Husaren bei Baumgarten überfallen wurde und empfindliche Verluste erlitt, da gab der junge König dem Chef des Regiments seine Unzufriedenheit in scharfen Worten zu kund, „da durch das Räsoniren derer Kerls und durch den Mangel der Subordination von denen Offiziers dies ganze Unglück entstanden". Es war das erstemal in seiner langen Kriegslaufbahn, daß er so eingriff, so daß dies darum eine gewisse Bedeutung beanspruchen darf, da es den Geist zeigt, den er seinen

Offizieren einzuhauchen suchte, indem er dem Führer „auf das Allerhöchste rekommendierte, bei dem Regiment eine gute Ordre, Subordination und Disziplin einzuführen, welches bei denen Offiziers sowohl als denen Gemeinen geschehen muß. Es erfordert solches nicht nur Eure Reputation und die Ehre des Regiments, sondern auch mein Dienst. Ich solches lediglich von Euch fordern und Euch deshalb responsable machen muß".

Der erste große Waffengang sollte es zeigen, daß der scharfe Blick des Königs recht gesehen, daß in der Kavallerie noch nicht alles so war, wie es sein mußte. Die Schlacht von Mollwitz am 10. April 1741 war ein Sieg der preußischen Infanterie, die wie auf den heimischen Exerzierplätzen vorging und von der ein feindlicher Offizier berichtete, daß „er sein Lebtag nichts Superberes gesehen und deren Feuer nicht anders ging als ein stetes Donnerwetter". So konnte denn auch der königliche Feldherr darüber an den alten Dessauer schreiben: „Unßere Infanterie Seindt lauter Cesars, und die Offiziers davon lauter Helden, aber die Kavallerie ist nicht wehrt, daß sie der Theufel holet". In der Tat hatte die Kavallerie des rechten Flügels, gerade das Regiment Schulenburg-Grenadiere, sich stehenden Fußes von der österreichischen Kavallerie angreifen lassen und so die Unordnung zu Anfang der Schlacht verursacht, die dann erst durch die vorzügliche Haltung der Infanterie ausgeglichen war.

Hier setzte denn auch sofort die Tätigkeit des jungen Königs für Ausbildung und Erziehung seines Heeres ein. Als in den Operationen ein Stillstand eintrat, da benutzte er diesen, um in dem Lager von Mollwitz die Fehler zu beseitigen, die er wahrgenommen hatte. In gleicher Weise wurden die preußischen Truppen, die in der Heimat in einem Lager bei Göttin bei Brandenburg als Reserve zusammengezogen waren, nach den Weisungen des Königs durch den Fürsten Leopold von Anhalt-

Dessau geschult, mit dem er hierüber in lebhaften Briefwechsel trat.

Diese Tätigkeit wurde um so erfolgreicher, als der König nicht nur befahl und anordnete, sondern stets überall mit dem besten Beispiele voranging. Der französische Marschall Belle-Isle, der in jener Zeit im Lager weilte, hat uns eine lebensvolle Schilderung davon hinterlassen, in der es heißt: „Dieser Fürst befehligt nicht nur sein Heer in allen wesentlichen Dingen, wie es ein einfacher General tun würde, sondern erfüllt auch alle andern solchem zukommenden Obliegenheiten. Er biwakirt in der Mitte seines Lagers, steht um 4 Uhr Morgens auf, steigt zu Pferde und besichtigt alle Postirungen vom rechten bis zum linken Flügel sowie die Umgegend des Lagers. Er giebt selbst die Befehle und Weisungen an alle höheren Offiziere und solche, die er mit besondern Aufträgen entsendet; ihm statten alle, wenn sie von ihren Unternehmungen zurückkehren, Bericht ab. Dieser Fürst kommt nicht aus den Stiefeln vom Aufstehen bis zur Stunde des Schlafengehens. Mannszucht, Gehorsam und Genauigkeit sind so weit getrieben, daß, wie sehr ich auch darauf vorbereitet war, ich doch nur eine unvollkommene Vorstellung davon hatte".

Bei der Infanterie brauchte der König nur in demselben Geiste fortzufahren, in dem sie unter Friedrich Wilhelm I. ausgebildet war, aber es geschah auch mit derselben peinlichen Genauigkeit, daß er sie ihre Übungen abhalten ließ. Auch hier schildert Belle-Isle, wie er dem Exerzieren des Bataillons Garde beiwohnt: „Das Wetter war schrecklich, und der Schnee fiel in großen Flocken, dies hinderte dies Bataillon jedoch nicht, so zu exerzieren, als ob das schönste Wetter gewesen wäre. Abgesehen vom schönen Aussehen dieses Regiments, das außergewöhnlich gut ausgebildet ist, marschierte es und vollführte seine Bewegungen mit einer Genauigkeit, die sich nicht beschreiben läßt. Worin sie sich aber am

meisten auszeichnen, das ist die Lebhaftigkeit ihres Feuers, das der König sie zug- und divisionsweise mit der gleichen Sicherheit trotz des Schneefalls ausführen ließ".

Ganz anders wie bei der Infanterie griff Friedrich bei der Kavallerie ein. Wohl hieß es schon in dem Reglement von 1727: „Keine Eskadron soll abwarten, bis sie attackirt wird, sondern allemal zuerst den Feind attackiren", aber diese grundlegende Weisung war dem Geiste der preußischen Reiterei damals völlig fremd geworden, der Wagemut war geschwunden, Schnelligkeit und Beweglichkeit fehlten gänzlich. Der König begann, indem er die Kavallerie zunächst in kleinen Abteilungen an Schnelligkeit und Beweglichkeit gewöhnte. Was uns heute unglaublich erscheint, die Kavallerie mußte erst galoppieren lernen, da dies in dem Reglement von 1727 noch nicht vorgesehen war. Der König gibt in einem Schreiben als Ursache, daß es bisher mit der Kavallerie so schlecht gegangen sei, „die Ignoranz und Unwissenheit vieler Offiziers" an, die nicht die „gehörige Ambition gehabt und mehr Pächter als Offiziers gewesen", doch fügt er hinzu, daß er hoffe, daß seine Bemühungen Erfolg haben würden, „wie es dann auch schon angefangen hat".

Für bessern Pferdeersatz sorgte er ebenfalls, insbesondere, daß die Dragoner, die lange noch als berittene Infanterie gegolten, leichtere und beweglichere Pferde erhielten. In bezug auf die Taktik ordnete er schon am 28. April an: „es soll und muß sich unsere Cavallerie mit nichts anderm als mit dem Degen einlassen" und beseitigte damit endgültig den Gebrauch der Feuerwaffe in der Schlacht für sie, der sich trotz der scharfen Bestimmung des Reglements von 1727 dagegen noch immer erhalten hatte. Dann heißt es für den Fall des Erfolges schon: „die Kavallerie von beiden Flügeln soll das äußerste anwenden, um den flüchtigen Feind zu verfolgen". Immer wendet sich der König dabei an „die

Ehre und Reputation" der Offiziere. Schon erkennt der König die Wichtigkeit, die das Einſetzen großer Reitermaſſen für den Ausgang einer Schlacht gewinnen kann, und zum erſtenmal finden wir in einer Dispoſition vom 16. Auguſt 1741 hierfür die Vereinigung der geſamten Kavallerie auf einem Flügel angeordnet.

Der Erfolg der unabläſſigen Beſtrebungen blieb nicht aus. Schon am 28. Juli konnte der neue franzöſiſche Geſandte Valory 62 Schwadronen bewundern, in denen nicht ein Mann und ein Pferd fehlten. „Ich war nicht wenig erſtaunt," ſchreibt er, „dieſen Zuſtand wahrzunehmen, nachdem ich ſie noch vor kurzem vor Kälte und ſchlechtem Wetter hatte verkommen ſehen. Ich ſage die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß dieſe Kavallerie das Überraſchendſte iſt, was man in dieſer Art ſehen kann", und befriedigt konnte auch der König einen Monat ſpäter an den Fürſten Leopold ſchreiben: „Meine Kavallerie iſt anjetzo in ſolcher Ordnung, als ich ſie wünſche".

Kleinere Zuſammenſtöße mit der feindlichen Kavallerie hatten ſchon dazu beigetragen, das Selbſtgefühl zu heben, ſo konnte Zieten zum erſten Male bei Rothſchloß am 17. Mai ſeine hervorragende Befähigung zum Reiterführer zeigen.

Das was der König in den Übungslagern des Jahres 1741 durch einzelne Anordnungen feſtgeſetzt hatte, wurde im Frühjahr des folgenden Jahres bei den Operationen in Mähren in zuſammenhängenden Inſtruktionen niedergelegt. Da entſtanden die „Inſtruction für die Kavallerie im Fall einer Bataille" vom 17. März 1742 und die „Dispoſition für die ſämmtlichen Regimenter Infanterie, wie ſolche ſich bei dem vorfallenden Marſche gegen den Feind und bei der darauf folgenden Bataille zu verhalten haben" vom 25. März desſelben Jahres.

Für die Kavallerie bedeutete dieſe Inſtruktion auch noch einen weitern großen Fortſchritt, der in der

Steigerung ihrer Schnelligkeit beruht. War im vergangenen Jahre der Galopp eingeführt, der aber nur die letzten 30 Schritt der Attacke geritten werden sollte, so tritt hier nun zum ersten Male die Forderung der Karriere auf, indem es heißt: „Sobald befohlen wird, daß die Kavallerie avanciren soll, so muß sie gleich in Trab fallen, wenn sie ohngefähr 100 Schritt von den feindlichen Eskadrons sind, alsdann sollen sie, gut geschlossen, die Pferde aus vollem Halse hereinjagen und so einhauen".

Die Bestimmungen für die Infanterie sind darum bemerkenswert, weil sie zuerst die Ausführung des Bajonettangriffs regeln. Das Reglement von 1726 hatte den Schwerpunkt auf das Feuern in der Bewegung gelegt, ohne eine Entfernung für den Beginn festzusetzen. Bei Mollwitz war auf 300 Schritt mit dem Feuer begonnen. Da der König dies bei der Wirkung des damaligen Gewehrs mit Recht als zu weit betrachtete, so setzte er hierfür 200 Schritt fest, gibt aber der Meinung Ausdruck, „daß man den Feind nicht so sehr mit dem Chargiren wegschläget, als daß man ihn sozu sagen wegdrängen muß". Die Bataillone sollen daher „auf 20 Schritt oder auch wohl auf 10 Schritt vom Feinde ihm eine starke Salve in die Nase geben und darauf sofort demselben mit den Bajonetten in die Rippen sitzen". Sicherlich war der König zu dieser Ansicht durch die damals mangelhaften Schießleistungen der Österreicher gekommen. Es sollten später Zeiten kommen, wo er noch mehr den Bajonettangriff bevorzugte, bis er dann, besonders durch die gute österreichische Artilleriewirkung gezwungen, auch seinerseits wieder die Wirkung des Feuers ausnutzen mußte. Eines aber werden wir in den bisherigen Bestrebungen des Königs unverkennbar wahrnehmen, die Steigerung des Offensivgeistes sowohl bei der Infanterie als vor allem bei der Kavallerie. Der Erfolg sollte nicht ausbleiben.

Am 17. Mai 1742 maßen sich die preußischen Waffen zum zweiten Male mit den österreichischen bei Chotusitz. Allerdings war auch hier der Sieg der preußischen Infanterie wieder zu verdanken, die noch dazu in den ihr ungewohnten Verhältnissen eines Dorfgefechtes sich glänzend bewährte, aber wesentlich anders war auch schon das Auftreten der Kavallerie geworden. War auch schließlich der Ausgang des großen Kavalleriekampfes für die Österreicher siegreich gewesen, so wurde doch der österreichische linke Flügel durch den tapferen Ansturm der Buddenbrockschen Reiter schwer erschüttert. Das geschlossene Anreiten mit der blanken Waffe, das Hineinjagen in der schärfsten Gangart hatten sich glänzend bewährt, und „wie Kartenhäuser" waren die österreichischen Regimenter dahingesunken. Dagegen hatte sich eine Bestimmung nicht bewährt, nämlich daß sich die Regimenter nach der ersten Attacke wieder sammeln sollten, um dem Angriff des feindlichen zweiten Treffens entgegenzutreten.

Als eine Folge der Erfahrungen in dieser Schlacht dürfen wir die Zusammenfassung aller bisherigen Bestimmungen in dem vier Wochen später, am 17. Juni 1742, erlassenen „Reglement für die Kavallerie und Dragoner" erkennen. Am 1. Juni 1743 wurde das Reglement in ein solches „vor die Königl. Preußische Kavallerieregimenter" und in ein zweites „vor die Königl. Preußische Dragonerregimenter" getrennt, die im wesentlichen dem von 1742 entsprechen. Das Husarenreglement vom 1. Dezember 1743 gibt die ersten Bestimmungen über Aufklärung, die heute noch Gültigkeit beanspruchen können. Eine am 25. Juli 1744 gegebene Vorschrift sucht die Unwiderstehlichkeit des Ansturmes gegen die früheren Bestimmungen noch dadurch zu steigern, daß die Karriere auf 200 statt auf 100 Schritt Abstand festgesetzt wurde. Das Sammeln nach der ersten Attacke hatte der König bei Chotusitz als schädlich erkannt und setzte statt dessen fest, daß die Attacke auf das zweite Treffen „sonder Anhalten

continuiren muß". Auch gibt letztere Vorschrift die noch sehr wichtige Vorschrift, daß zwischen den Eskadrons des ersten Treffens nicht mehr als zehn Schritt Intervalle sein sollen. Damit wird die berühmte preußische Mauerattacke geschaffen, mit der sich die preußische Kavallerie ihre schönsten Lorbeeren pflücken sollte. Endlich enthielt jene Vorschrift von 1744 die berühmte Bestimmung: „Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren von der Kavallerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attackiren zu laßen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attackiren", wodurch die früher erwähnte ähnliche des Reglements von 1727 in ehernen Worten für alle Zeiten in den Ehrenkodex des preußischen Offiziers aufgenommen wurde.

Bei der Infanterie brauchte in der neuen ebenfalls am 20. Juni 1742 gegebenen Vorschrift nichts geändert zu werden, nur wurde befohlen, daß das Feuern immer mit aufgepflanztem Bajonett zu geschehen habe, damit sie so im Sinne der Offensive immer zum Bajonettangriff bereit war. Dieser Gedanke des „Vorwärts" kommt dann auch noch besonders in den Worten zum Ausdruck: „Es muß ein jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeiner sich die feste Impression machen, daß es in der Aktion weiter auf nichts ankomme, als wie den Feind zu zwingen, von dem Platz wo er stehet zu weichen. Deshalb die ganze Gewinnung der Bataille darauf ankommt, daß man nicht sonder Ordre stille stehet, sondern ordentlich und geschloßen gegen den Feind avanciret und chargiret; Und weillen die Stärke und die gute Ordnung die Preußische Infanterie unüberwindlich machet, so muß den Leuten wohl imprimiret werden, daß wann der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben solte, ihr sicherster und gewisseſter Vortheil wäre, mit gefällten Bajonett in selbigen hereinzudrängen, alsdann der König davon repondiret, daß keiner wieder stechen wird."

So hatte der König mitten im Kriege nach seiner ersten Schlacht das große Werk der Erziehung seines Heeres begonnen, hatte scharf beobachtet, woran es noch fehlte und dort den Hebel angesetzt. In den kurzen Friedensjahren, die, wie er sicher annahm, ihm nur beschieden waren, setzte er es fort. Der Geist der rücksichtslosen Offensive ist es, den er seinen Truppen einzuhauchen suchte, daneben aber hatte er vor allem unablässig das hier und da noch schlummernde Ehrgefühl zu wecken verstanden und auch bereits die Erziehung der jungen Offiziere begonnen. So heißt es schon in der Instruktion für die Infanterie vom 20. Juni 1742: „Alle jungen Offiziere sollen mit aller ersinnlichen Accurateſſe zum Dienste und zur Subordination angehalten werden, damit auf die Zeit wieder dergleichen Leute gezogen werden, als unter den Kapitäns und Stabsoffizieren sind".

Ebenso suchte der König den kameradschaftlichen Geist innerhalb des Offizierkorps zu heben. So ordnet er in den Reglements von 1743 an, daß bei Beleidigungen im Dienst ein Offizier, „so lange er nicht an seiner Ehre angegriffen ist, sich nicht verantworten" dürfe. Eine Kabinettsorder vom 1. Mai 1744 und ein Anhang zu den Reglements vom 12. Juni 1744 setzen fest, daß „der beleidigte Offizier, so lange er im Dienst ist, stille dabey sein" und erst nach Beendigung des Dienstes Genugtuung fordern darf. Höhere Offiziere sollten die niedern „bey sich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen und mit selbigen öffters sprechen, um alle unanständige und üble Lebensart von den Offiziers abzuwenden". Nach des Königs Meinung konnte „kein Offizier der Kompagnie gut vorstehen, wofern er nicht ein guter Wirth ist". Mit betrunkenen Soldaten sollten sich die Offiziere „in keinen Wortwechsel einlassen viel weniger solche schlagen", um gröberen Vergehen vorzubeugen.

In den beiden kurzen Friedensjahren von 1742 bis 1744 wurde auch die Ausbildung der höheren Offiziere, wo-

für es bisher keine Grundsätze gab, in die Wege geleitet. In den „Ordres für sämtmliche Generale“ vom 23. Juli 1744 stellte der König schon einige Gesichtspunkte auf, die für diese bei Märschen und Gefechten zu beachten waren, und die in den beiden „Stücken des Soldatendienstes, der Konservation der Truppen und der Ordnung“ gipfelten. Schon wurde fleißige Erkundung des Geländes und gute Sicherung und Aufklärung durch die Kavallerie empfohlen. Am 2. September 1743 wurde schon die nachweislich erste Übung mit gemischten Waffen bei Schöneberg abgehalten.

So konnte der König, nachdem er auch noch, ganz im geheimen, eine Vermehrung seines Heeres um 9 Feldbataillone, 20 Husarenschwadronen und 7 Garnisonbataillone hatte eintreten lassen, getrosten Mutes einem neuen Waffengange, den er für unausbleiblich hielt, entgegengehen.

4. Der zweite Schlesische Krieg.

Für die Schlacht hatte der König sein Heer erzogen, sie suchte er daher auch, da er nicht am Erfolge zweifelte, aber der Gegner verweigerte es, sich ihm dazu zu stellen, als er im Herbst 1744 in Böhmen einrückte. Wohl fiel Prag in seine Hände, aber immer weiter nach Süden ~~entzog~~ sich ihm der Feind. Was nützte es, daß die preußische Armee auch jetzt wieder die Bewunderung der Augenzeugen wachrief, — schrieb doch der französische Oberst Dumesnil am 1. Oktober aus Prag an König Ludwig XV.: „Ich habe niemals etwas gesehen, was der Schönheit seiner Truppen, noch der Ordnung und Disziplin, mit der sie marschieren, gleich kommt“ — geschickt wußte sich der Feind einem Schlage zu entziehen. Die schlechte Jahreszeit rief Krankheiten hervor, die Lebensmittel mangelten, da die österreichischen Husaren die langen

Verbindungslinien unterbrachen, der Typhus forderte immer mehr Opfer, der König mußte sich entschließen, Böhmen zu räumen und nach Schlesien zurückzumarschieren. Es war eine Schule der Geduld und Selbstüberwindung, wie er sie seit den Küstriner Tagen nicht wieder durchgemacht hatte.

Aber in den Winterquartieren entfaltete der König wieder die gleiche Tätigkeit, wie in den Jahren vorher. Dem alten Übel aller Heere jener Zeit, der Fahnenflucht, suchte er vor allem durch bessere Verpflegung abzuhelfen, ein Mittel, das sich gut bewährte. Die Ausrüstung mußte bei manchen Regimentern fast ganz erneuert werden. Vor allen Dingen aber suchte der König den seelischen Zustand seines Heeres wieder zu heben und ihm Selbstbewußtsein und Zuversicht wiederzugeben. Auch bei dieser neuen Art erzieherischer Tätigkeit wußte er bald die richtigen Mittel zu finden.

Wie er einerseits Beförderungen, pekuniäre Unterstützungen bei den Offizieren eintreten ließ, ganzen Truppenteilen, die sich hervorgetan, seine Anerkennung für ihre Leistungen aussprach, so unterdrückte er rücksichtslos auf der andern Seite jede Äußerung des Mißmutes, des Kleinmutes und der Schwäche. Wie er selbst unermüdlich überall nach dem Rechten sah, so verlangte er von seinen Generalen, daß sie ebenfalls überall mit dem gleichen Beispiel vorangingen, und er fand bereits die beste Unterstützung. So blieb der alte Fürst Leopold von Anhalt trotz des ihn aufs tiefste erschütternden Todes seiner Gemahlin im Feldlager, Erbprinz Leopold ließ sich als Kranker nach Neiße bringen, um dem Feldzuge seines Vaters in Oberschlesien beizuwohnen, Prinz Moritz fiel fast dem Typhus zum Opfer. Unausgesetzte Arbeit forderte der König vom Höchsten bis zum Geringsten in all seinen vielen Schreiben mit den Truppenteilen, bei Abschiedsgesuchen von Offizieren zog er die Kommandeure zur Verantwortung. Mehrere hohe Führer, der Fürst Leopold

Truchseß, Lehwaldt, Markgraf Karl mußten es erfahren, wie der König jede Neigung zum Widerspruch unterdrückte. „Bei Verlust von Ehre und Reputation" machte er Offiziere verantwortlich, ihren Posten zu halten. Einem General schrieb er: „Ich will keine timide Offiziers haben, wer nicht dreist und herzhaft ist, verdienet nicht in der preußischen Armee zu dienen." Keinem aber trug er irgend eine jemals vorkommende Mißhelligkeit nach, und so gelang es ihm, daß seine Arbeit immer mehr Verständnis fand. Unter größter Selbstlosigkeit entwickelte sich immer mehr die Tatkraft bei allen Führern, so daß bald jeder unter Hintansetzung der eigenen Persönlichkeit nur das Wohl des Ganzen noch im Auge hatte. Und wie Friedrich einst beim Einmarsch in Schlesien in jugendlichem Siegesmut geschrieben, daß er den Rubikon mit fliegenden Fahnen überschritten, so schrieb er jetzt wieder am 27. April an den getreuen Podewils: „Ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden", und mit hohem Stolze durfte er ihm am 8. Mai schreiben: „Ich habe den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton in die Höhe gestimmt, wie ich es nur wünschen kann."

Es kam der wundervolle Siegestag des 4. Juni bei Hohenfriedeberg. Die preußische Infanterie focht wie immer über jedes Lob, aber was war aus der Kavallerie geworden, die noch vor vier Jahren sich stehenden Fußes attackieren und über den Haufen werfen ließ! Jetzt brachte der einzige Siegesritt der Baireuth-Dragoner 66 feindliche Fahnen und 2500 Gefangene heim. „Sechs alte versuchte, mit gewohnter Tapferkeit kämpfende Regimenter" waren vollständig über den Haufen geritten. Es war ein Tag, wie ihn das königliche Preußen noch nicht gesehen, und der Mann, der in den schwersten Stunden nur in der eigenen Brust die Stärke gesucht und gefunden, jetzt

sagte er bescheiden auf blutigem Schlachtfelde zu seinen Offizieren: „Ich danke Gott für den Sieg, macht ihr es ebenso!“ und der mütterlichen Freundin, der Gräfin Camas, schrieb er: „Gott hat uns sichtlich in seinen Schutz genommen, der Vorsehung und meinen braven Offiziers verdanke ich mein ganzes Glück“, und „die besten Alliierten, die wir haben, sind unsere eigenen Truppen“ äußerte er kurz nach der Schlacht. Nie hat Friedrich seinem Heere den Siegestag von Hohenfriedeberg vergessen und ihm in seinem Werke über die schlesischen Kriege noch nach Jahren ein bleibendes Denkmal dessen gesetzt.

Noch einmal bewies das preußische Heer unter seinem königlichen Feldherrn, am 30. September, bei Soor, daß es nicht Zufälligkeiten seine Siege verdankte. Plötzlich im Morgengrauen angegriffen, vermochte der König sein Heer unter den Augen seines Gegners mit unglaublicher Schnelligkeit in Schlachtordnung zu stellen. Wieder wetteiferten Infanterie und Kavallerie miteinander um die Palme des Sieges, selbst steile Höhen hinauf attackierten die preußischen Schwadronen, und nach fünfstündigen heißem Ringen war wieder der Feind geworfen.

Wie bei Hohenfriedeberg und Soor die preußische Armee unter der Führung ihres Königs gesiegt, so focht sie gleich ruhmvoll am 15. Dezember bei Kesselsdorf unter dem alten Dessauer, der mit diesem Siege seine große Heldenlaufbahn schloß. Auch hier war es die Kavallerie, das brave Dragonerregiment Bonin unter dem tapfern General v. Lüderitz, die den Umschwung in dem zuerst ungünstig stehenden Kampfe durch ihr rücksichtsloses Draufgehen und Einhauen herbeiführte.

Überblickt man diese ersten beiden Feldzüge des Königs, so darf man das Urteil aussprechen, daß nie vor ihm und nach ihm ein Feldherr in so kurzer Zeit es verstanden hat, durch seine eigenste Arbeit, seine Erziehung eine ganze Waffengattung von Grund aus zu verändern. Hatte er bei der Infanterie nur auf dem, was er vorfand, fort-

bauen brauchen, so hatte er für die Kavallerie geradezu neue Grundlagen schaffen müssen, seinem ganzen Heere aber hatte er den Glauben an sich selbst einzuflößen verstanden und das unbeugsame Vertrauen auf die Führung seines Königs, den sein dankbares Volk bei seiner Rückkehr zum ersten Male mit dem Beinamen des Großen begrüßte, ohne zu ahnen, daß er sich diesen Namen erst durch sieben furchtbare Kampfesjahre recht eigentlich werde verdienen müssen.

5. Die Friedenszeit bis zum Siebenjährigen Kriege.

Hatte schon nach der ersten Schlacht der junge König, dem es bis dahin an Kriegserfahrung völlig fehlte, seine erzieherische Tätigkeit bei seinem Heere begonnen und sie während des Krieges und in den kurzen Friedensjahren steigernd fortgesetzt, um dann im zweiten Kriege ungeahnte Erfolge damit zu ernten, so gaben ihm nun fünf gewonnene Schlachten eine sichere Grundlage für die weitere Arbeit des inneren und äußeren Ausbaues seines Heeres. Er sah auch jetzt weitere Kämpfe für seinen Staat voraus und war sich darüber klar, daß er nur durch unablässige Arbeit sich sein Heer als allezeit brauchbares Werkzeug bereit halten könne. Nie vorher und nachher hat ein Herrscher, bereits nach großen Erfolgen, sich so zielbewußt sein Heer für weitere Erfolge erzogen, wie Friedrich der Große in den zehn Friedensjahren zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege, und wenn wir seine gewaltigen Taten im Siebenjährigen Kriege bewundern, die Reihe seiner Siege, seine nie versiegende Zuversicht und ungebrochene Kraft, mit der er auch nach den schwersten Niederlagen nie das Vertrauen auf sein treues Heer verlor, so müssen wir den

Grund dafür nicht zum geringsten in der rastlosen Friedensarbeit der zehn Jahre von 1746 bis 1756 erkennen, in denen er sich sein Kriegswerkzeug schuf.

Nach zwei Richtungen hin macht sich die Friedensarbeit des Königs jetzt geltend, einmal ist es die innere Geistesarbeit des Feldherrn, mit der er alle gewonnenen Erfahrungen verarbeitet und zur Klarheit darüber kommt, das andere ist die Hand in Hand damit gehende Schulung des Heeres in taktischer Beziehung. Beides sind wir imstande so genau zu verfolgen, wie dies sonst bei keinem Feldherrn möglich ist. Denn wie Friedrich schon in den Rheinsberger Tagen seine Ansichten stets dadurch zur völligen Klarheit zu bringen suchte, daß er sie schriftlich niederlegte, so ist dies auch nun in diesen Friedensjahren der Fall, wo er über das gesamte Wesen des Krieges nachdenkt und dann dasjenige daraus zu gewinnen sucht, was für „sein Preußen" davon zu verwenden ist.

In erster Linie ist es jetzt die Erfahrung, die ihm zur Lehrmeisterin wird, und aus der er, sichtend, prüfend, das Zufällige von dem Notwendigen trennend, bleibende Folgerungen zu ziehen sucht. Diese Klarheit des Blickes und Kühlheit der Betrachtung, mit der er sich auch von den glänzendsten Erfolgen nicht blenden läßt, ist es, die ihn vor vielen anderen Feldherren auszeichnet, und wenn in seinen Schriften dieser Zeit auch immer wieder Hinweise auf Ereignisse der beiden schlesischen Kriege sich finden, so werden sie doch immer mit andern verglichen, um das allgemein Gültige herauszufinden. Daneben bildete das Studium der militärischen Schriftsteller, ebenso wie früher in Rheinsberg, eine weitere Quelle der Belehrung und Prüfung seiner eigenen Erfahrungen, wie wir aus vielen Zitaten seiner Werke jener Jahre ersehen. Im Briefwechsel mit bewährten Führern, wie Leopold von Dessau, holte er deren Ansichten ein, zu fremden Heeren sandte er Offiziere öffentlich und geheim als Berichterstatter, suchte über die Ereignisse des fortgehenden österreichischen

Erbfolgekrieges Kenntnis zu gewinnen, und alles das bildete die Grundlage, auf der er seine Ansichten bildete.

So entstanden in jenen Jahren eine große Reihe militärischer Schriften, die uns über die Ansichten des Königs über das Wesen des Krieges, über Strategie und Taktik, Verpflegung usw. Klarheit geben. Zunächst legte er die eigenen Erfahrungen in der meisterhaften Geschichte der beiden ersten Schlesischen Kriege, der „Histoire de mon temps", nieder, mit einer Objektivität, die ihn weit über andere, die dasselbe taten, wie z. B. Napoleon, erhebt.

Fragen des Augenblicks, militärischer Natur, wurden im Briefwechsel erledigt, und wir finden sie in der bekannten „Politischen Korrespondenz" neben allen andern wichtigen Briefen niedergelegt.

Als im Jahre 1748 wiederum Kriegsgefahr eintritt, da hält es der König für nötig, den Führern seines Heeres so kurz wie möglich das für sie im Kriege zu Beachtende bekannt zu geben, und so entstehen die Instruktionen für die Generalmajors von der Infanterie und Kavallerie vom 14. August 1748. In ihnen gibt der König Weisungen für den Dienst der Generale im Felde, die auf seinen eigenen inzwischen durchgearbeiteten Ansichten beruhten. Haben diese im wesentlichen ihre Bedeutung für die Kriegführung jener Tage, so finden sich doch auch hier eingestreut Hinweise und Forderungen, wie sie heute noch an die höheren Führer gestellt werden müssen. Mit echt königlichem Freimut nimmt Friedrich die bisher so oft vorgekommenen Fehler auf sich, wieder im Gegensatz zu Napoleon, der seine Unterführer stets für alles Mißgeschick verantwortlich machte: „Weil ich bishero zu meinem besonderen Mißvergnügen gesehen habe, daß die Generale nicht allemal dasjenige prästiret, was ich von ihnen erwartet habe, so bin ich dadurch endlich vollkommen überzeuget worden, daß die Schuld an mir gelegen, weil es Ihnen an meiner

Inſtruction gefehlet hat, und es ohnmöglich iſt, daß ein Menſch des andern Gedanken erraten kann, wenn ſie ihm nicht explizieret werden. Dieſes nun hat mich bewogen, gegenwärtige Inſtruction für ſie aufzuſetzen, von welcher ich mir ſowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten viel Gutes verſpreche."

Auch wie der König hierin dann den Begriff eines Generals erklärt, zeigt zugleich, war er von einem General zu erwarten ſich berechtigt glaubt. Auch das iſt nicht nur für ſeine Zeit bemerkenswert ſondern darf heute noch gelten: „Das Wort General bedeutet einen Offizier, der mehr wie die Subalternen, auch mehr wie die Oberſten zu befehlen hat, der in das Große vom Kriege entriret, dem mehr wie andern anvertrauet wird, und der ſich alſo in allen Sachen, ſo zum Dienſt gehören, diejenige Auctorität geben muß, die ihm bei ſeinem Charakter anſtändig iſt." Und noch etwas anderes iſt es, was uns hier zuerſt entgegentritt, die Forderung der Initiative der höheren Führer, die der König in den Worten zuſammenfaßt: „In Summa darum heißen ſie Generale, damit, wenn Sie eine Sache gut überleget haben, ſie ſolche auf ihre Hörner nehmen, denn der Chef kann nicht überall gegenwärtig ſein und von den andern Generalen können welche totgeſchoſſen werden." Dieſe Forderung der Initiative iſt ſeit Friedrichs Tagen das Erbteil der preußiſchen Armee geblieben, und als in der großen Kataſtrophe von 1806 der preußiſche Staat in ſeinen Grundlagen erſchüttert wurde, auch da gab es Männer, die der friedericianiſchen Forderung der eigenen Verantwortung eingedenk waren; ſchrieb doch der heldenhafte Gneiſenau von ſeiner Verteidigung von Kolberg: „Ich ließ luſtig darauf loskanonieren, kaſſierte die Offiziere, die kleinmütig waren, und nahm alles auf meine Hörner." Wir wiſſen nicht einmal, ob er jene Inſtruktion des großen Königs je geleſen hatte, aber ſein Geiſt lebte in ihm, ſo daß er ihm

ſogar die gleichen Worte lieh. Daß wir dieſer Initiative der höhern Führer 1866 und 1870 eine Reihe unſerer ſchönſten Siege verdanken, wiſſen wir alle.

Für die Kavallerie ſchreibt der König in dieſer Inſtruktion vor: „Bei allen Bataillen im freien Felde muß die Kavallerie gleich auf den Feind losgehen und ihn attaquieren. Dieſes iſt eine Hauptregel und mein ernſtlicher Befehl. Die Attaque von der Kavallerie geſchiehet zuerſt im Trabe, danach im Galopp und dann in voller Carriere. Hierbei muß wohl und als eine Sache, die ſehr wichtig bei der Attacke iſt, obſerviret werden, daß die ganze Linie mit geſammter Macht dem Feinde auf einmal auf den Hals falle, und nicht truppweiſe oder ein Regiment nach dem andern.“ Dürfen wir in dieſen Worten den Grundzug der Tätigkeit der Schlachtenkavallerie Friedrichs erkennen, ſo kann auch nicht verkannt werden, daß ſie ihn auch heute noch für das Einſetzen der Kavallerie in der Schlacht abgeben.

Eine am 9. Dezember 1753 an den Kommandanten von Koſel, Oberſten v. Lattorff, erlaſſene Inſtruktion zeigt, wie eingehend ſich der König auch mit den Forderungen des Feſtungskrieges beſchäftigt hat. Paßt ſie in ihren Einzelheiten nur für die Feſtungsverhältniſſe jener Zeit, ſo zeigt ſie doch, wie der König auch hier die Forderung aufſtellt, daß die Feſtung bis aufs äußerſte zu halten iſt. In gleicher Weiſe gibt eine Inſtruktion vom 1. November 1755, wo der Krieg ſchon ſeine Schatten vorauswarf, dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig nähere Weiſungen über die Verteidigung von Magdeburg.

Als letzte der Friedensinſtruktionen iſt noch die kurz vor Ausbruch des Krieges am 23. Juni 1756 an den Generalfeldmarſchall v. Lehwaldt als Kommandeur aller in Oſtpreußen ſtehenden Truppen gerichtete Inſtruktion zu erwähnen. Sie iſt vor allem deshalb bemerkenswert, weil hier dem auf dem vorausſichtlichen

Kriegsschauplatz in Ostpreußen weit entfernten Führer volle Freiheit des Handelns gelassen wird, gerade im Gegensatz zu allen Führern der Friedrich feindlichen Heere im Siebenjährigen Kriege, die aus Wien, Petersburg und Paris meist die genauesten Vorschriften für ihre Operationen empfingen. Auch dadurch beansprucht sie eine weit über jene Zeit hinausgehende Wichtigkeit, indem sie für den Führer eines ganzen Heeresteiles jene Forderung der eigenen Verantwortlichkeit und Initiative festsetzt, indem es darin heißt: „Was die wirklichen Kriegs-Operations betrifft, so gebe ich Euch hierdurch und kraft dieses Plein-pouvoir, alles zu tun und zu lassen, was Ihr bei dieser Gelegenheit für meinen Dienst zu tun gut finden werdet, indem ich Mein vollkommenes Vertrauen in Eure mir bekannte Habilete und redliche Gesinnung gesetzet habe. Ihr müsset Euch vorstellen, daß es Euch ohnmöglich werden wird, bei Mir um etwas anzufragen, und daß mithin Ihr alles, wie man sagt, auf Eure Hörner nehmen müsset. Es kann nicht fehlen, daß, wenn der Krieg dort ausbricht, es mit solchem auch gewiß hiesiger Orten, in Schlesien und Böhmen geschehen müsse, und ich meistens mit den Feinden werde vollauf zu tun haben, auch es Euch wegen der Entfernung ohnmöglich sein wird, über alles was zu tun ist, schreiben und anfragen zu können." Also echt königliches Vertrauen auf das Können des verdienten Generals und volle Freiheit des Handelns! Lehwaldt soll auch noch den ihm unterstellten Generalleutnants mitteilen, daß ihm der König „die Autorité gegeben", die er selbst haben würde, wenn er gegenwärtig wäre, und daß es notwendig, daß „jeder sein Aeußerstes daran setzete, damit die Armee keine Schande litte und das Land von dem sonst ohnausbleiblichen Ruin errettet werde".

Und als dann Lehwaldt bei Groß-Jägersdorf geschlagen wird, da läßt ihn der König dies in keiner

Weise entgelten, sondern tröstet den alten verdienten General in der zartesten Weise und versichert ihn seiner fortdauernden Gnade. Er soll sich „die Sache nicht sehr zu Herzen nehmen, sondern es als ein Unglück, so im Kriege arriviren kann, ansehen, demnächst aber denen Offiziers und Leuten von Meinen dortigen Truppen allen Mut einsprechen, damit sie die Köpfe nicht hängen lassen". Und als Lehwaldt Verhaltungsmaßregeln über Einzelheiten erbittet, da schreibt er nur, daß er tun soll, „was a propos und nötig finden wirdt". So wußte Friedrich in echt königlichem Geiste seine Führer zu erziehen, daß sie freudig für ihn ihr letztes hingaben, und auch das ist ein köstliches Erbteil fridericianischer Erziehung bis auf den heutigen Tag geblieben.

Tritt der König in diesen Weisungen seinen Führern erziehend und bildend gegenüber, so sucht er zunächst nur für sich in militärischen Lehrschriften seine gesamten Ansichten über Krieg und Kriegführung niederzulegen, von denen wir allerdings auch in diesen Weisungen immer nur den Niederschlag für bestimmte Fälle zu erblicken vermögen.

Die umfassendste und bekannteste aller seiner militärischen Lehrschriften, sein eigentliches militärisches Glaubensbekenntnis, sind die „General-Principia vom Kriege". Unter dem frischen Eindruck des eben siegreich beendeten Krieges macht sich Friedrich bereits im Jahre 1746 an die Niederschrift seiner Gedanken und gibt so einen Abriß der höheren Kriegführung für seine Generale. Diese erste ganz von seiner Hand herrührende Schrift ist als Entwurf anzusehen und wurde im nächsten Jahre bereits einer völligen Umarbeitung unterzogen, die am 2. April 1748 beendet war und die Bezeichnung erhalten hatte „Les principes généraux de la guerre, appliqués à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes". War die Urschrift als Instruktion für die Generale gedacht, so sollte dies eine Lehrschrift für

sie werden. Hierdurch erklärt sich die zum Teil gänzlich veränderte Fassung. Aber noch hielt der König die Zeit nicht für gekommen, sie seinen Generalen mitzuteilen, nur der mutmaßliche Thronfolger, sein Bruder Prinz August Wilhelm, erhielt ein Exemplar, und der König bemerkt dazu bei der Übersendung, daß die Principes généraux in denkbar größter Vollkommenheit die für Preußen geeignetste Art, Krieg zu führen, enthielten.

Erst im Jahre 1752, als sich die politische Lage immer mehr verschärfte, ließ er eine Übertragung der Schrift ins Deutsche vornehmen, die er selbst aufs sorgsamste feilte und mit Zusätzen versah. So erschien sie im Januar 1753 im Druck, nunmehr unter dem Titel: „Die General-Prinzipia vom Kriege appliziret auf die Taktik und die Disziplin derer preußischen Truppen 1753" und wurde den höheren Truppenführern zugesandt. Wie wichtig der König aber die Geheimhaltung hielt, geht daraus hervor, daß er sie den Inhabern auf ihre „Ehre, Reputation und Pflicht" anbefiehlt. Dies gelang auch, und erst gegen Ende des Siebenjährigen Krieges, im Jahre 1760, wurde sie bekannt, als den Österreichern bei der Gefangennahme des Generals v. Czettritz ein Exemplar in die Hände gefallen war, das nun in alle Sprachen übersetzt wurde.

Über den Zweck des Werkes spricht sich der König in der Anlage dahin aus, daß er es für notwendig gehalten, denen seine Gedanken mitzuteilen, die nach ihm den größten Anteil an der Führung der Armee hätten und auch in seiner Abwesenheit nach seinen Gedanken handeln müßten, und fügt hinzu: „In gegenwärtigem Werke habe ich sowohl meine eigenen Reflexions als auch die, welche ich in den Schriften der größten Generals gefunden, zusammengebracht, und ein Werk daraus gemacht, welches ich auf die Disziplin (der König versteht darunter die gesamte Verfassung, Schulung und Ausbildung) Unserer Truppen appliziret habe. Ich schreibe

darin nur allein vor Meine Offiziers und spreche nur allein von dem, so auf den preußischen Dienst applicable ist und stelle Mir zugleich keine andern Feinde vor wie unsere Nachbarn, weil beyde Worte unglücklicherweise Synonima geworden".

So sollen also die Generalprinzipien kein allgemein gehaltenes theoretisches Lehrbuch sein, sondern nur dem praktischen Bedürfnis der preußischen Armee jener Zeit dienen, und darum werden sie immer für die Beurteilung der erzieherischen Tätigkeit des Königs eine der wichtigsten Grundlagen bilden. Einen andern Standpunkt nimmt eine weitere in jenen Jahren entstandene Lehrschrift, die Pensées et règles générales pour la guerre, ein, die Friedrich nur für seinen eigenen Gebrauch bestimmte, und die nur seinem nie rastenden Bedürfnis, über alles zur völligen innern Klarheit zu kommen, ihren Ursprung verdankte. Auch sie ist für die Beurteilung seiner Anschauungen in höchstem Grade lehrreich, wenn ihre erzieherische Wirkung auf das Heer auch nicht direkt wie bei den Generalprinzipien sondern nur indirekt sein konnte. Nur dem treuen Gehilfen des Königs bei seinen Operationsplänen für den in Aussicht stehenden Kampf, dem General v. Winterfeldt, sandte der König die 1755 entstandene Schrift alsbald zu. Winterfeldt nannte sie unter anderm eine „unschätzbare Feldapotheke", eine „Universal-Medizin, um alle Verlegenheiten zu kurieren".

Nicht mehr einem unmittelbaren Bedürfnis entsprang der 1757 fertiggestellte Auszug aus den Kommentaren Folards, die dieser angesehene Kriegstheoretiker jener Zeit über Polybius verfaßt hatte. Es wurden 110 Exemplare davon gedruckt, die einzelnen Offizieren zum Durchlesen zugesandt wurden. Da dies bekannt wurde, so hatte es bald anderwärts auch eine eingehende Beschäftigung mit diesem Schriftsteller zur Folge.

Bezeichnend für den starken innern Drang Friedrichs, das was ihn ganz erfüllte, auch zur Gestaltung zu bringen,

ist die ebenfalls in diese Zeit fallende Entstehung des Lehrgedichtes „l'Art de la guerre“, in dem der König in oft hinreißendem Schwunge seine Ansichten über den Krieg wiedergibt, die sich häufig mit den in den Generalprinzipien ausgesprochenen decken, und wovon der bekannte Kriegsschriftsteller Heinrich v. Berenhorst, ein sonst durchaus nicht immer gelinder Beurteiler Friedrichs, treffend sagt: „Seines Gegenstandes ganz voll, ging der außerordentliche Monarch bis zum Äußersten und sang den Krieg“.

Da das was in der Stille des Studierzimmers entstanden nun auch seinen erzieherisch bildenden Einfluß auf die Anschauungen und den Geist des Heeres äußern mußte, indem es Gemeingut aller höhern Führer wurde, so dürfen wir es versuchen, uns ein Bild der Anschauungen des königlichen Feldherrn zu machen, wie es uns in diesen Schriften vor allem in den Generalprinzipien vom Kriege sich zeigt.

Friedrich fordert von den Kriegen, die Preußen führen muß, zunächst, daß sie „kurtz und vives“ sein sollen, „massen es uns nicht konvenieret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt unsere admirable Disziplin fallen machen und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde“. Er bringt damit zum Ausdruck, daß er sein im Frieden auf die höchste Stufe der Ausbildung gebrachtes Heer schnell in entscheidenden Schlägen zur Geltung bringen will und erhebt sich schon damit weit über alle seine Zeitgenossen, wenn er auch mit seinem ganzen Heeressystem noch völlig auf dem Boden jener Zeit steht; wir dürfen mit vollem Recht hier den ersten Vorläufer auch der spätern napoleonischen Ansichten auf schnelle Herbeiführung einer Entscheidung erkennen, ebenso wie die preußische Kriegführung der neueren Zeit sich auch wieder völlig diesen Grundsatz des großen Königs zu eigen gemacht hat.

Da, wie gesagt, des Königs Heeressystem noch völlig

in jener Zeit wurzelte, er auch hier grundlegende Änderungen nicht vornahm, auch nicht vornehmen konnte, ohne den Charakter seiner gesamten Staatsverfassung zu ändern, so litt auch seine Armee im Kriege unter dem Grundübel aller Heere jener Zeit, der Fahnenflucht. Es ist natürlich, daß er diesem Übel mit allen Mitteln abzuhelfen sucht, ohne daß es auch ihm voll gelingt, wenn er sich auch ein bis zu gewissem Grade vaterländisches Heer zu schaffen vermochte, nicht durch grundlegende organisatorische Änderungen, aber durch das leuchtende Beispiel, das er seinen Soldaten im Frieden und Kriege durch seine unermüdliche Arbeit, durch seine völlige Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit gab, und das dann seines gewaltigen Eindruckes insbesondere auf die Landeskinder in seinem Heere nicht verfehlte, wie es uns in rührenden Äußerungen einfacher Soldaten und Unteroffiziere insbesondere aus den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges erhalten ist, ehe die furchtbaren Verluste der Kriegsjahre den Ersatz verschlechterten.

Eine weitere große Sorge für die Kriegführung jener Zeit bildete die Verpflegung. Auch hier legte wieder der Heeresersatz die Fesseln der Magazinalverpflegung an, von der sich auch der König nur unter dringenden Umständen und nur zu jener Zeit entfernen konnte, als er noch über ein wie erwähnt bis zu gewissem Grade nationales Heer verfügte, ohne Gefahr zu laufen, daß die Fahnenflucht überhand nehme, so auf seinem berühmten Marsche von Roßbach nach Leuthen in den Wintertagen 1757. Von der Wichtigkeit der Sorge für Verpflegung sagt der König in seinen Generalprinzipien: „Ein General, der sich nicht mit genugsamen Vivres versorget, würde bald aufhören, ein Held zu seyn, wenn er sonsten auch größer wie Cäsar wäre", und dementsprechend hat auch er hierfür die sorgsamsten Anordnungen getroffen und ist so der Urheber des eigentlichen organisierten Truppentrains geworden. Seine Fürsorge

hierfür ist auch stets ein Erbteil der preußischen Armee geblieben, in der sie sich bis in die neuere Zeit vorteilhaft von andern abgehoben hat. Wie die stockende Verpflegung die gesamten Operationen auch des bestgeschulten Heeres verderblich zu beeinflussen vermag, das war ihm von seinem Feldzuge in Böhmen her in trüber Erinnerung.

Auch in bezug auf das Verhältnis der Führer zu den Soldaten wirkte der König ganz besonders erzieherisch auf seine Offiziere. Während in allen andern Armeen damals die Offiziere den Soldaten völlig fremd gegenüber standen, war es die Sorge des Königs, ein Verhältnis zwischen beiden zu schaffen, das auf Vertrauen begründet sein sollte, und auch dies ist seitdem vorbildlich in der preußischen Armee geblieben. So sagt er bereits unter anderm darüber in den Generalprinzipien: „Wann Ihr die Freundschaft Eurer Soldaten gewinnen wollet, so fatiguiret oder exponieret sie nicht, ohne daß sie nicht selbst einsehen, daß es notwendig ist. Ein General muß populär sein, er muß mit den Soldaten selbst sprechen, entweder wenn er bei ihre Zelte vorbey gehet oder wenn er mit ihnen auf dem Marsch ist, zuweilen muß er sehen, ob des Soldaten Feldkessel zu kochen hat, man entriret in ihre kleine Notwendigkeiten, und tut was man kann, um sie zu soulagiren, man erspart ihnen unnütze Fatiguen". Kann man die Sorge der Vorgesetzten für die Untergebenen kaum besser ausdrücken, so wird man diese Tätigkeit des Königs um so mehr bewundern, wenn man sich die immer noch neben Gefühlsschwärmerei viel zur Roheit neigende Gesinnung jener Zeit vor Augen hält. Und dieses friderizianische Vorbild ist ein Erbteil aller Hohenzollernfürsten als Führer ihrer Heere geblieben. Wir erinnern nur, wie der jugendliche Kronprinz Friedrich Wilhelm schon im Kriege 1864 sich eingehend um die Bedürfnisse der Soldaten bekümmert, wie dies Hohenlohe in seinen neuesten Erinnerungen schildert, und wie derselbe Prinz dann in den großen Kriegen 1866 und 1870

sich das Vertrauen und die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben wußte, wie dies sein Begleiter Verdy so schön hervorhebt. Nicht anders war es ja beim Prinzen Friedrich Karl, der auch ein Meister darin war. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß ihnen auch das friderizianische Vorbild dabei vorgeschwebt hat, wie sie ja beide gründliche Kenner der friderizianischen Zeit waren.

Die Einzelheiten, die der König für die Bereitstellung und Nachschaffung der Vorräte gibt, haben nur noch Wert für die Beurteilung seiner Zeit, da ja die Verhältnisse sich hierin von Grund aus geändert haben. Auch ihnen verdankt er aber zum Teil seine Erfolge.

Wichtiger ist ein anderer Hinweis, nämlich, sich genügende Kenntnisse von dem Kriegsschauplatz zu verschaffen. Bedenkt man, daß zu jener Zeit das Kartenwesen sehr unentwickelt war, das Reisen gegen heute ungeahnte Schwierigkeiten bot, so wird man die Bedeutung auch dieser Bestrebung ermessen. Er verlangt, daß die höheren Führer die wahrscheinlichen Kriegsschauplätze bereits im Frieden möglichst genau kennen lernen sollen, daß „sich die Idees davon so nette im Kopf arrangieren sollen, daß wann sich der Krieg einmahl nach solchen Gegenden spielete, man über nichts embaraſſieret seyn könnte". Zu diesem Zweck empfiehlt er das Studium der Karten, sandte auch Offiziere zum Erkunden nach den Grenzländern, insbesondere Böhmen und Mähren. Daß auch diesem friderizianischen Vorbilde in der preußischen Armee mehr als in andern nachgekommen ist, dafür brauchen wir nur an unsere letzten Kriege zu erinnern. Erst seitdem haben fremde Armeen sich das bei uns seit Friedrich dem Großen gepflegte Studium der Kriegsschauplätze ebenfalls zum Vorbilde genommen.

Auch von den Zufällen im Kriege spricht der König und weist darauf hin, daß „man bedenken müsse, wie unsere geringe Klugheit und Vorsicht zum öfftern ein

Spiel der Hazards und deren ohnvermutheten Zufälle werde, wodurch es einen, Ich weiß nicht was vor Schicksal gefället, den Hochmut derer von sich selbst große Einbildung habenden Menschen zu demütigen". Es ist das Gebiet der „Frictionen", wie sie später Clausewitz genannt hat, der Reibungen und, wie Moltke sagt, aller jener Zufälligkeiten, die der Mensch weder hervorruft noch beherrscht. Der König sieht ein Mittel dagegen nur in „guten Köpfen und Genies die Muth haben, offensive zu agiren", während Moltke meint, schon ein „Wahrscheinlichkeitskalkül müsse ergeben, daß diese Zufälle ebenso oft zugunsten des einen oder andern eintreten". Gibt man dies auch zu, so wird man doch auch dem friderizianischen Grundsatz nicht seine Anerkennung versagen können, daß man eben durch kluges und kühnes energisches Handeln überall diese Zufälligkeiten wird auszugleichen versuchen müssen.

Was der König über die Wichtigkeit, sich gute Nachrichten durch Spione im Kriege zu verschaffen denkt, hat natürlich heute seine Wichtigkeit verloren, auch den Brauch, Landeseinwohner durch Zwang zu Aussagen zu bringen, halten wir heute nicht mehr mit unseren Ansichten vereinbar. Ebensowenig haben natürlich seine genauen Anweisungen über die verschiedenen Arten der Lager, die in der damaligen Kriegführung eine große Rolle spielten, heute noch einen Wert, noch sind die Instruktionen über Märsche, Flußübergänge, Flußverteidigungen, Überfälle auf Städte usw. von besonderer Bedeutung für unsere Zeit, wenngleich sich auch hier Bemerkungen von bleibender Gültigkeit finden, wie über die Schwierigkeit, ausgedehnte Flußläufe zu verteidigen.

Auch auf dem Gebiete des Festungskrieges wirkte der König erziehend und reformierend. Hier, wo durch die auf Jahrhunderte geschaffenen Bauten mehr als sonst wo in der Kriegführung eine Stabilität gegeben ist, wird das immer besonders schwierig sein. In den schon er-

wähnten Instruktionen an Festungskommandanten schreibt er eine hartnäckige abschnittsweise Verteidigung vor. Beim Festungsangriff tritt er mehrfach für ein abgekürztes Verfahren des förmlichen Angriffs ein. Vollständig neue Gedanken aber brachte er bei seinen Festungsbauten zum Ausdruck, die er zur Sicherung des eroberten Schlesiens anlegte. Hier waren für ihn in erster Linie die Gestaltung des Geländes und die taktischen Forderungen maßgebend. So legte er bei der Neubefestigung von Neiße auf den die Stadt beherrschenden Höhen das starke Fort Preußen an, das er mit den alten Befestigungen durch Anschlußlinien verbindet. Indem er so eine Stellung zum Sammeln von Truppen zu Ausfällen schuf, kommt auch hier der Offensivgedanke deutlich zum Ausdruck. Noch weiter ging er hierin bei der Verstärkung von Schweidnitz, das er mit einer Reihe vorgeschobener, selbständiger Forts umgab. Hierdurch schuf er in der Tat die erste wirkliche Fortfestung. Da keiner der Schriftsteller, die bisher über Befestigungswesen geschrieben hatten, etwas derartiges angedeutet hatte, so ist der Gedanke hierzu des Königs eigensten Überlegungen entsprungen, und er ist damit vorbildlich für die weitere Entwicklung des Festungsbaues in Preußen geworden.

Daß Friedrich den Winterquartieren eingehende Erörterungen zuteil werden läßt, war bei der Kriegführung jener Zeit unerläßlich. Boten sie doch damals das einzige Mittel, das kostbare und schwer zu ersetzende Kriegsinstrument wieder zu neuen Operationen fähig zu machen. Daß er übrigens aber vor Operationen im Winter nicht zurückschreckte, sondern sie mit aller Energie, wenn es die Lage erforderte, durchzuführen wußte, hatte er schon im mährischen Feldzuge 1742, dann aber vor allem in dem kurzen siegreichen Feldzuge des November und Dezember 1745 genugsam bewiesen. Die Nachteile aber, die damit für Ersatz, Ausrüstung und Wiederherstellung des Heeres verbunden waren, hatte er wohl erkannt. „Es können

aber — ſagt er — Umſtände vorfallen, die einen General obligiren, daß er zu ſolchen Expedient ſchreiten muß. Ich habe, glaube Ich, mehr Winterkampagnen getan als kein General in dieſem Seculo getan hat, und werde alſo nicht Unrecht tun, wenn Ich bei dieſer Gelegenheit die Urſachen anzeige, welche Mich dazu bewogen haben". Er gibt dann die Gründe an, die ihn bewogen haben: „Ich handelte nach meinen Prinzipiis und prävenirte ſie. Sollten dergleichen Umſtände jemalen wieder vorfallen, ſo würde Ich allemal dieſelbe Partie nehmen, auch die Konduite meiner Offiziers approbiren, wann ſie in ſolchen Vorfällen desgleichen tun würden". Auch dieſe friderizianiſche Lehre, das Prävenire zu ſpielen, iſt preußiſcher Grundſatz ſeit ihm geworden und geblieben.

Außer der Vermeidung von Winterfeldzügen, ſo weit es die Verhältniſſe nicht erforderten, legt ſich der König noch eine Beſchränkung in ſeiner Kriegführung im Großen, in der Strategie, auf, indem er die zuweit ausgreifenden Kriegszüge verwirft die ſogenannten „Pointen", d. h. diejenigen Unternehmungen, die ihn zu weit von den heimiſchen Grenzen entfernen. Der Krieg in Böhmen 1744 war ihm hierfür eine Warnung geweſen. Auch hierfür iſt der Grund in den Verhältniſſen jener Zeit, der Kleinheit der Heere und der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen zu ſuchen. Wir dürfen aber auch hier nicht verkennen, daß ſein offenſiver Geiſt ſich nur die durch die Zeitbedingungen gegebenen Beſchränkungen auferlegte, denn 1742 war er bis faſt an die Tore von Wien gelangt und in einem gegen Frankreich gerichteten ſpäteren Operationsplan hat er auch den Zug auf Paris als das Entſcheidende verlangt.

Im übrigen aber will der König den Krieg ſtets offenſiv führen und ſagt hierüber in ſeinen „Gedanken und Regeln": „Ich glaube nicht, daß ein vernünftiger Mann, wenn er alle Leidenſchaften ruhen läßt, jemals einen Krieg beginnen wird, bei dem er von Anfang an

defensiv zu handeln gezwungen ist. Man hat leicht große Gefühle vorzutragen, aber jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entnervt den Staat". Hatte der König, wir wir gesehen, außerdem die Forderung gestellt, daß Preußens Kriege „kurz und vives" sein müssen, so sind es also entscheidende Angriffsstöße, womit er den Krieg zu eröffnen für notwendig hält: „Bey dem Anfang einer Campagne wird derjenige welcher seine Armee am ersten zusammen ziehet und der zuerst vorwärts marschiret, um eine Stadt zu attackiren oder einen Posten zu nehmen, den andern allemal obligiren, sich nach seinen Mouvements zu reguliren und sich auf der Defensive zu halten", und an anderer Stelle: „Zeiget sich nun der Feind im Felde, so ist nichts anders zu tun, als ihn eine Bataille zu liefern, damit Ihr Eure Operationes poussiren könnt". Es ist somit dasselbe, was nach ihm Clausewitz bezeichnet als „dem Feinde das Gesetz vorschreiben", was seit Friedrich der Grundzug preußischer Strategie geworden und geblieben ist.

So sagt der König auch anderwärts, wie der energisch geführte Anfang des Krieges über den ganzen Erfolg entscheiden könne, und setzt auch auseinander, wie nur über den Beginn sich genaue Entwürfe machen ließen, wie aber der weitere Fortgang von hundert nicht vorher zu sehenden Umständen bedingt sei. Auch darin erhebt er sich weit über die Feldherren seiner Zeit, indem er dasselbe sagt, was Moltke zu unserer Zeit in die Worte zusammengefaßt hat: „Kein Feldzugsentwurf geht mit einiger Sicherheit über die ersten einleitenden Bewegungen der Heere hinaus". Auch betont der König, wie man von den Umständen abhängig sei, die „einen General dahin vermögen, daß er sich nach seinen Umständen accomodiret, und daß er ein practicables Projekt einem brillanten vorziehet". Wieder erinnert dies an den Moltkeschen Ausspruch, daß auch derjenige Feld-

herr, der nicht immer das Allerbeste sondern nur das Vernünftige tue, immer noch Aussicht habe, sein Ziel zu erreichen.

Sogar die Verteidigung will der König offensiv führen und tritt damit wieder weit über seine Zeitgenossen. „Ein Projekt von einer absoluten Defensive taugt nichts", sagt er und setzt auseinander, wie es nur zum „Retiriren" führe, es ist „alles dabei zu verlieren und nichts zu hoffen, Ich würde allemal einer solchen Conduite die Kühnheit eines Generals vorziehen, welcher lieber à propos eine Schlacht riskierte, weil er daher alles hoffen kann, im Fall er aber auch unglücklich wäre, ihn dennoch alsdann die Ressource einer Defensive noch übrig bleibet". Auch hierauf baut Clausewitz weiter, wenn er die „Kühnheit das Gold unter den militärischen Tugenden" nennt.

Verwirft der König so „die Projekte auf ein pur Defensive Campagne", so gibt er gleichwohl zu, daß es vorkommen kann, „daß man nicht allezeit einen ganz offensiven Krieg führen könne", spricht aber dann das Wort aus, das zu seiner Zeit noch keine allgemeine Geltung hatte, daß doch „Bataillen dazu gehören, um zu decidieren" und das erst von ihm an das Grundprinzip preußischer Strategie geworden und geblieben ist.

Selbst in dem Falle, den Friedrich ja für sein Preußen kommen sah und den er für den schlimmsten erklärt, wo er zugleich von mehreren Seiten von übermächtigen Feinden angegriffen wird, will er den Krieg offensiv führen: „Die allerdiffizilsten Projekte von Campagnen seynd diejenigen, da man sich vielen starken und mächtigen Feinden opponiren soll; alsdann muß man seine Zuflucht zur Politik mit nehmen und suchen, seine Feinde unter sich zu brouilliren; was das Militaire angehet (d. h. die Operationen), so muß man in solchen Fall wissen à propos zu verlieren, denn derjenige, der alles zu gleicher Zeit defendiren will, wird nichts

defendiren, mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sakrifiziren, indessen aber mit der ganzen Force denen andern zu Leibe gehen, sie zu einer Bataille obligiren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Haufen zu werffen, alsdann man gegen die andern detachiren soll". Es ist das Bild derjenigen Offensive, die Friedrich in seinem siebenjährigen Ringen immer wieder zur Anwendung brachte, das er hier vorahnend zeichnet, und er gibt damit zuerst klar und bewußt eine Kriegsform, die nach ihm als „das Operiren auf der innern Linie" von den Kriegstheoretiker als der Gipfel strategischer Kunst hingestellt wurde.

So will der König auch in dieser schwierigsten Lage die Entscheidung in der Schlacht suchen, ja er will den Feind sogar dazu zwingen, denn „die besten Bataillen seynd diejenigen, wenn man den Feind zwinget, daß er sich notwendig schlagen muß; denn es ist eine gewisse Regel, daß man den Feind zu denjenigen obligiren muß, wozu er gar keine Lust bezeiget, und weil Euer Interesse den von den Feinde allemal diametral entgegen ist, so müsset Ihr alles dasjenige wollen, was der Feind nicht will". Also auch hier wieder derselbe stolze Grundsatz, dem Feinde das Gesetz zu geben!

Einen weiteren Grundsatz predigt der König, der auch erst seit ihm in die Kriegführung voll und ganz eingedrungen ist, daß man zur Schlacht nie zu stark sein kann: „Wann Ihr Eure Forces teilet, so werdet Ihr en détail geschlagen. Wann Ihr eine Bataille liefern wollet, so ziehet so viel Truppen zusammen, als Ihr nur immer könnt, denn man kann solche niemalen nützlicher employiren. Diese Regel ist so sicher, daß alle diejenige Generals, welche selbige aus der acht gelassen, fast jederzeit Ursach gehabt, solche zu bereuen. Wann Ihr offensive handelt, so detachirt niemals".

Selbst in der Defensive warnt der König vor Detachierungen: „Kleine Geister wollen alles conserviren, vernünftige Leute aber sehen nur auf die Hauptsache, sie suchen die großen Coups zu pariren und leiden ein kleines Uebel, um ein größeres zu evitiren; wer alles conserviren will, der conserviret nichts". Das ist seit Friedrich ein goldener Lehrsatz der Verteidigung geworden, und auch hierbei geht er wieder weit über alle seine Zeitgenossen, indem er noch hinzufügt: „Das wesentlichste Stück, woran man sich halten muß, ist die feindliche Armee, deren wahre Absichten man errathen und sich solchen mit allen Kräften entgegen setzen muß".

Immer wieder tritt er gegen die beliebte Strategie seiner Zeit, den Feind durch Manöver besiegen zu wollen, auf, und macht die „vortrefflichen Generale" lächerlich, die „ganze Kampagnen in unterschiedlichen Manövres passieret haben, und keiner den andern übervorteilen konnte, welches ihnen großes Lob von den Kriegsverständigen verdient haben, von den Ignoranten aber critisirt worden". Und zu diesen Ignoranten rechnet sich natürlich der König selbst, denn er zählt wiederholt Mittel auf, wodurch man den Feind zur Schlacht zwingen könne.

Wie hoch der König die Persönlichkeit des Führers schätzt, haben wir schon in seinen Weisungen an Lehwaldt gesehen, und daß er nur in der Selbständigkeit des Feldherrn ein Mittel zum Erfolg erblickt. Infolgedessen verbot er auch strikte, einen Kriegsrat abzuhalten, weil „die Erfahrung zeiget, daß der mehreste Teil derer Stimmen bei einem conseil de guerre allezeit vor die Negative ausfällt. Ein General, welchen der Souverän seine Truppen anvertrauet, muß durch sich selbst agiren, und das Vertrauen, das er in der Merite dieses Generals setzt, autorisiret ihn, daß er die Sachen vor sich und nach seiner Einsicht macht".

Die Anforderungen, die der König an einen höheren Führer stellt, sind sehr hoch, er fordert geradezu „kondradicirende Tugenden", er soll „dissimulé seyn und zugleich naturel scheinen, gelinde und strenge, beständig mißtrauisch und jederzeit tranquile, der aus humanité seiner Soldaten schonet, zuweilen aber mit deren Blute verschwenderisch ist, der mit dem Kopf arbeitet, von Person aber agissant ist, diskret, von tiefster Einsicht, der von allem instruirt ist, nichts vergißt, der die kleinen Details, welche so sehr mit den großen Sachen verknüpft seyn, nicht negligiret noch solche als zu geringe vor ihn ansiehet. Das Hauptwerk des Generals ist die Arbeit in seinem Cabinet, nehmlich projecte zu machen, Ideés zu kombiniren; dieses ist aber noch nicht zureichend, sondern er muß überdem noch activ seyn, er muß befehlen, exequiren und allemal durch sich selbst sehen", und es gipfeln diese Forderungen dann in den Worten: „Seyd also activ und infatigable und machet Euch los von aller Faulheit des Leibes und Verstandes". Wer wollte es leugnen, daß der König auch hierin das erhabenste Vorbild wurde!

Hat der König es für sein Preußenland als notwendig erkannt, daß die Kriege „kurz und vives" sein müssen, hat er die Offensive als die einzig Erfolg versprechende Kriegsform erfunden, auf die er, selbst bei im ganzen defensiver Kriegführung, nicht verzichten will, so kam es nun noch für ihn darauf an, diejenige Gefechtsform zu finden, die ihm am ersten den Sieg verhieß. Schon bei Mollwitz und Chotusitz hatte er die Flanken der feindlichen Stellung als die empfindlichen Stellen entdeckt, waren die Flanken getroffen und in Verwirrung gebracht, so pflanzte sich bei der Unbeweglichkeit der Schlachtordnung der meisten Heere damaliger Zeit diese meist ganz von selbst auf die übrigen Teile fort und zog diese mit in die Unordnung hinein. So kam es darauf an, ein Mittel zu finden, einen Flügel des Feindes in

Verwirrung zu bringen, ohne seine gesamten Kräfte hierbei einzusetzen, und dies Mittel fand der König in seiner berühmten schrägen Schlachtordnung. Aus seinen kriegsgeschichtlichen Studien war ihm diese Form, die Epaminondas bei Mantinea anwandte, bekannt, und bei der geringen Wirkung der Feuergewehre damaliger Zeit auf weitere Entfernungen und der noch fast unveränderten Wirksamkeit der Kavallerie hatte die taktische Form immer noch eine gewisse Ähnlichkeit bewahrt, so daß sie auch bei den Kriegstheoretikern vor Friedrich, wie bei Folard, als „ordre oblique“ mehrfach besprochen wird.

So finden wir denn schon bald nach Mollwitz die ersten Hinweise in der Anwendung der schrägen Schlachtordnung, indem von dem Angriff eines Flügels gesprochen wird. Die Instruktion für die Kavallerie vom 17. März 1742 aus Seelowitz in Mähren sagt dann schon ganz bestimmt: „Wenn der Feind angegriffen wird, so wird ein Flügel von der Armee den Angriff tun“, und in der Instruktion für die Infanterie vom 25. März desselben Jahres wird dies dahin ausgeführt: „derjenige Flügel, welcher attackiren soll, muß in guter Ordnung und wohl geschlossen an den Feind marschieren“. Bei Hohenfriedeberg und Soor kommt zwar der schräge Angriff nicht bewußtermaßen zur Anwendung, aber, indem bei Hohenfriedeberg der König den von der Initiative seiner Unterführer herbeigeführten Angriff auf den linken österreichischen Flügel durch Einschwenken zum teilweisen Aufrollen der feindlichen Front benutzt, indem er bei Soor in dem Drange der Umstände auf den Angriff des feindlichen linken Flügels hingewiesen wird, lernt er die großen Vorteile des Flügelangriffs kennen, den er nun als die geeignetste Form für das Preußische Heer erkennt und vorzugsweise auszubilden bestrebt ist. Als die geeignetste Form erkennt er sie deshalb, weil er in seinem trefflich geschulten, beweglichen Heer die Möglichkeit sah, die

schwerer beweglichen Heere der Österreicher über den Angriffspunkt zu täuschen, den sie dann, eben infolge ihrer schwerfälligeren Taktik nicht rechtzeitig zu verstärken imstande sein würden. Dazu kam, daß Friedrich voraussah, daß er in Zukunft wahrscheinlich mit an Zahl schwächern Kräften stärkeren Heeren werde entgegentreten müssen, und er hoffen durfte, mit seinen besser ausgebildeten Truppen den Flügel des Feindes zu schlagen, ohne daß es zu einem Zusammenstoß der gesamten Kräfte käme, bei dem dann sonst die Überzahl seiner Feinde eine längere Front zu bilden imstande sein würde, die ihm dann verderblich werden konnte.

So entstanden seine Erörterungen darüber „Auf was Art man den Feind auch mit inegaler Force schlagen kann", worin er sagt: „Wann die Anzahl der Preußischen Truppen geringer ist als die vom Feinde, so muß man deshalb nicht desperiren ihn zu überwinden, aber es gehöret alsdann dazu, daß die Dispositiones von den General dasjenige suppliren, was an ihrer Zahl fehlt". Hat er in den Generalprinzipien den schrägen Angriff immer erst als ein Aushilfsmittel durchgesprochen, so wird er in den später entstandenen Gedanken und Regeln fast zur alleinigen Kampfform, und in seinen praktischen Truppenübungen in diesem Jahrzehnt wird sie dann, wie wir sehen werden, in der verschiedensten Weise erprobt und durchgeführt. So soll ihm diese Form das Mittel zum Siege seiner an Zahl schwächeren Armee bilden, das er schon in den Generalprinzipien in die stolzen Worte kleidet: „Was die Anzahl der Truppen anlanget, so ist es hinreichend, wenn Ihr 75000 Mann habet, welche Ihr allemahl 100000 andern Leuten entgegen stellen könnet".

Und wie der König die feste Überzeugung hat, mit seiner an Zahl geringeren Armee den Feind schlagen zu können, so will er sich nicht mit dem Siege allein begnügen, sondern ihn auch durch Verfolgung ausnutzen. Bekanntlich ist die Verfolgung zu allen Zeiten einer der

schwächsten Punkte der Kriegführung bis auf die neueste Zeit geblieben, damals aber dachte kaum ein Führer daran, konnte auch kaum daran denken, da das Heer möglichst geschlossen gehalten werden mußte, aus Furcht vor Überhandnahme der Fahnenflucht. Was sagt aber Friedrich? „Wozu wird aber die Kunst zu siegen dienen, wenn man nicht von seinen Avantages zu profitiren weiß? Das Blut derer Soldaten ganz umsonst zu vergießen, wäre nichts anders, als sie unmenschlicher Weise zur Schlachtbank zu führen; Und in gewissen Fällen den Feind nicht verfolgen um seine Furcht zu vergrößern oder mehrere Gefangene zu machen ist in gewisser Absicht nichts anders als eine Sache, die nur allererst decidiret worden, zur neuen Untersuchung zu bringen." Er geht sogar so weit, daß er dem Feind „die Retraite koupiren", also den Rückzug abschneiden will, ihn mindestens aber bis zum ersten Defilee verfolgen.

So sehen wir ihn in allen Kriegshandlungen die Forderung höchster Energie entfalten, da er sich wohl bewußt war, daß unter den Hemmnissen des Krieges doch das erstrebte Ziel nur selten wird erreicht werden können; und das Zurückgehen auf diese höchsten Forderungen, die er zuerst in die preußische Armee eingepflanzt hat, nach einer Zeit, wo man sich ihrer nicht mehr bewußt war, hat auch zu den großen Siegen unserer Zeit geführt.

Haben wir so die Geistesarbeit des Königs in der Stille seines Studierzimmers verfolgt und gesehen, wie er seine Erfahrungen durch unabläßiges Nachdenken klärt, in Worte kleidet und diese dann seinen Führern zur Nachachtung übergibt, so geht nun daneben die praktische Schulung seiner Truppen, wodurch er sie auf die großen Aufgaben vorbereitet, die ihrer warten sollten.

Schon in den beiden Jahren zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege hatte der König begonnen, größere Übungen abzuhalten, der Krieg unterbrach die Ausbildung, die nun nach den reichen Erfahrungen des zweiten Schlesischen Krieges in weit größerer Ausdehnung

fortgesetzt wurden. Wohl fanden auch in andern Ländern größere Truppenzusammenziehungen statt, aber sie hatten mit der Kriegsausbildung nichts zu tun, es waren reine Prunklager, Friedrich der Große ist der erste Herrscher, der die Ausbildung seiner Truppen für den Krieg schon im Frieden in größeren Verbänden betrieb, aus seinen Übungen haben sich unsere großen Herbstübungen entwickelt.

Auch seine Ausbildung begann bei dem einzelnen Manne im Exerzieren, Schießen, Reiten. Er war der erste, der seinen Reitern das Hauen und Stechen nach Strohpuppen wies, dann erst ging es zum Exerzieren in kleineren und größeren geschlossenen Verbänden, denn, sagt er: „Bey einer Armee muß alles bis zur Vollkommenheit getrieben werden — und daß man sehe, daß alles was in der Armee geschehe, das Werk eines einigen Mannes sey". Dazu beschäftigte er sich mit Untersuchungen und Verbesserungen auf allen Gebieten des Heerwesens, der Verpflegung, der Herstellung von Geschützen und Munition, des Fuhrwesens. Jedes neue Geschützmodell wurde in seiner Gegenwart geprüft, dann erst eingeführt oder verworfen.

Die Fortschritte und Neuerungen bei fremden Armeen wurden durch Entsendung von Offizieren aufs eifrigste verfolgt, wobei sie vom Könige ganz genaue Weisungen erhielten, worauf sich besonders ihre Beobachtungen und Untersuchungen zu erstrecken hätten. Es war selbstverständlich, daß diese geistige Regsamkeit des Königs sich auch auf seine Offiziere übertrug. So finden wir in jenen Jahren zuerst die Anfänge geistigen Strebens im preußischen Offizierkorps. So bearbeiteten bereits zwei Offiziere, General von Stille und Major von Krosigk, die Geschichte der beiden Schlesischen Kriege. Krosigk übersetzte sogar schon Voltaires Universalgeschichte und einzelne Abschnitte aus der Kriegskunst des Grafen Turpin. Schriften über Belagerungskunst und Betrachtungen über Kriegskunst erschienen vom

Ingenieurmajor Humbert und dem Fähnrich bei der Garde von Rohr. Es ist dies um so bemerkenswerter, als bisher die Ausbildung des preußischen Offiziers solcher Betätigung völlig fern gelegen hatte. Aber der König sah, daß es hier noch einer langen Schule bedürfen werde, um die Oberflächlichkeit und Trägheit, die alte „wilde Lebensart", völlig zu überwinden. Unter den höheren Offizieren nahm aber doch die geistige Regsamkeit mehr zu, gab es doch unter ihnen auch eine ganze Menge, die vor ihrem Eintritt die Universität besucht hatten, wie Schwerin, Buddenbrock, Kyau, Stille, ja auch der tüchtige Reiterführer Rothenburg. So finden wir, daß sich die Führer gegenseitig ihre Dispositionen und Berichte über Übungen, die der König abgehalten, mit den Bemerkungen, die er dazu gemacht, übersenden und ihre Gedanken darüber austauschen, ebenso arbeiteten jüngere Offiziere die gesamten Manöver aufs sorgsamste aus, wie ein Leutnant von Raoul von der Garde, und führten fortlaufende Tagebücher über alle Übungen, wie der Leutnant von Scheele, ebenfalls von der Garde, der darin alles zusammentrug, was ihm von den Vorkommnissen in der ganzen Armee bekannt wurde, bis zu den kleinsten Einzelheiten des täglichen Dienstes. Ebenso hat uns der Leutnant von Miltitz von der Garde eine genaue Beschreibung der großen Übungen mit Plänen hinterlassen. Daß gerade Offiziere von der Garde aus Potsdam hier mehr als andere hervortreten, werden wir dem Vorbilde, das sie dort an ihrem königlichen Kriegsherrn täglich vor Augen hatten, zuschreiben müssen. Auch zahlreiche Denkschriften und Vorschläge gingen dem Könige von einzelnen Offizieren zu.

Während früher jeder höhere Führer nur über seine Waffe orientiert war, stellt Friedrich zum erstenmal die Forderung auf, daß ein General über den Dienst und die taktischen Verhältnisse auch der anderen Waffen Bescheid wissen müsse, indem er so allein ein Zusammen-

wirken der Waffen im Gefecht für möglich hält. So befiehlt der König schon unter dem 6. Juni 1747, „daß jeder bei der Infanterie stehende General sich wohl auf den Dienst bey der Cavallerie appliciere, damit er weiß was bei vorfallender Gelegenheit die unter seinem Commando alsdann stehende Cavallerie zu tun habe und was desfalls überall beobachtet werden müssen", ebenso verlangt er in der erwähnten Instruktion vom 14. August 1748, daß ein General „den Dienst und die Verpflegung, auch die Conservation von den differenten Truppen versteht".

Um das vom Könige beim Exerzieren Gewollte kennen zu lernen, wurden Stabsoffiziere nach Potsdam kommandiert, die dann den Übungen des Königs im Exerzieren beiwohnen mußten; so schreibt Miltitz: „Den 13. August 1748 mußte unser Bataillon im Lustgarten exerzieren und feuern; indem Ihro Majestät an denen vor einiger Zeit allhier angekommenen Stabsoffiziers von denen in Preußen stehenden Regimentern zeigen wollten, wie dero Intention sey, daß ein Bataillon Infanterie exerziere". Er verfolgte somit hierbei schon denselben Zweck, den das später errichtete Lehrbataillon zu erreichen hatte. Am 14. Mai 1750 gab der König eine Instruction für die Kapitäns und Stabskapitäns vom 1. Bataillon Garde, die geradezu als grundlegend für das Verhältnis des preußischen Kompagniechefs zu seiner Kompagnie gelten darf. Danach soll der Kapitän nicht bloß jeden Mann seiner Kompagnie bei Namen kennen, sondern auch ganz genau mit seinen Verhältnissen vertraut sein, „sich also mehr mit seiner Compagnie zu tun machen, wie es bisher geschehen ist". Er soll selbst zweimal die Woche ihre Quartiere besuchen und sie unter Umständen umquartieren, wenn sie nicht zu einander passen. Ihre Führung hat er aufs schärfste zu überwachen, „absonderlich aber muß mit aller Schärfe auf alles was Subordination heißt,

gehalten werden, als dann ist es Zeit, nach der Rigueur zu verfahren, und vom ersten Leutnant bis auf den überkompletten Tambour muß keiner, „der sich dawieder vergeht, geschonet werden". Über die Behandlung sagt der König: „Bey dem Exerciren muß Keiner geschlagen noch gestoßen noch geschimpfet werden. Mit Geduld und Methode lernet ein Kerl exerciren, mit Schläge nicht. Es mag der König hier seyn oder nicht, so muß Kein Kerl exerciren, wo der Kapitän von der Kompagnie nicht dabey ist". Dann werden noch Weisungen für die Behandlung und den Besuch der Kranken im Lazarett gegeben, und zum Schluß heißt es „es werden sich diejenigen schlecht rekommandiren, welche große Herren spielen wollen und sich stellen, als wann es ihnen verächtlich sey, ihr Devoir beim Regiment zu tun. Hier bei ihren Kompagnien müssen sie zeigen, was sie können, auf daß, wann der König Ursach hat, von ihnen zufrieden zu sein, er sich darauf verlassen kann, daß was er ihnen anderweitig anvertrauet, in guten Händen gegeben sei". Es konnte nicht ausbleiben, daß diese sich auf das Kleinste erstreckende Sorgfalt des Königs, die sich von Potsdam über die ganze Armee ausdehnte, auch ihre Früchte trug.

Die eigentliche Exerzierzeit begann im Frühjahr und dauerte sechs Wochen, dann wurde allerdings ein Teil der Mannschaft beurlaubt, aber doch nicht soviel wie man oft glaubt, etwa 200 Mann im Regiment, für die übrigen ging der Dienst weiter. Täglich wurde bei der Wachtparade das gesamte formale Exerzieren durchgemacht, Gewehr und Ausrüstung untersucht. Ebenso wurde bei der Kavallerie täglich geritten „bey Winter- und Sommerszeit, es mag regnen oder nicht", mit und ohne Sattel, sogar Sonntags nachmittag nach der Predigt.

Da bei den größeren Besichtigungen, den „General-Revuen" auch in größeren Verbänden manöveriert wurde, so hatten dort, wo mehrere Regimenter zusammenstanden,

diese auch vorher zusammen unter dem ältesten General zu üben. Einzeln liegende Regimenter vereinigten sich auf den Märschen zu den Revuen mit anderen und übten dann mit ihnen zusammen, ähnlich wie dies heute bei den Brigadeübungen der Fall ist. In Potsdam nahm der König an jedem Exerzieren teil, häufig fuhr er nach Berlin zu demselben Zweck. Dann wurden die Reisen zu den Besichtigungen in die anderen Provinzen angetreten. Nach kurzer Sommerpause wurden Ende Juli oder Anfang August die Besichtigungen wieder aufgenommen, meist zuerst in Schlesien, dann ging es in jedem Jahr an den Rhein, nach Westfalen und Ostfriesland. Hierbei wurden auch die Festungen besichtigt. Meist fuhr der König des Nachts und schlief dann in seinem Reisewagen.

Die Besichtigungen bestanden in einer Spezial- und Generalrevue. Erstere war eine Vereinigung unserer heutigen Besichtigungen bis einschließlich des Regiments, verbunden mit einer ökonomischen Musterung. Was gesehen werden sollte, bestimmte der König immer erst an Ort und Stelle. Die Generalrevuen umfaßten das gemeinsame Manövrieren der versammelten Truppen in der ausgegebenen Ordre de bataille; zunächst ein Gefechtsexerzieren, dann besondere Übungen für Infanterie und Kavallerie allein und für beide gemeinsam, in verschiedenen Abteilungen oder mit markiertem Feind. So wurden aus den Besichtigungen Manöver, und wir haben in diesen fortschreitenden Übungen bereits das ganze Bild unserer heutigen Ausbildungsperiode vor uns.

Diese Besichtigungen des Königs wurden in allen Ländern berühmt, und es galt als höchste Auszeichnung, wenn fremden Offizieren gestattet wurde, daran teilzunehmen. Denn der König tat dies nur ausnahmsweise, da er das, was er so sorgsam vorbereitete und übte, nicht fremden Heeren zugute kommen lassen wollte. So schildert uns der Sohn des Marschalls Belle-Isle, der Graf Gisors,

ein trefflicher junger französischer Offizier, der dann später bei Krefeld auf den Tod verwundet wurde, diese Übungen, denen er auf dem Tempelhofer Felde, bei Stargard in Pommern und andern Orten beiwohnte, in begeisterten Worten. Häufig ließ der König sogar, um das Ausland irre zu führen, erfundene Berichte über das, was er übte, veröffentlichen, die dann im Auslande zum Gegenstande eingehender Prüfung gemacht wurden, bei dem hohen Ruf, in dem des Königs Feldherrntum schon stand, selbst dann, wenn die Täuschung eigentlich auf der Hand lag.

Auf die schnelle Bereitschaft der Truppen legte der König bei seinen Besichtigungen hohen Wert. So alarmierte er sie auch unvorhergesehen. Die Kavallerie mußte im Lager dann bereits nach 12 Minuten, in der Ortsunterkunft nach 20 Minuten, „ohne daß jemand fehlet", auf dem Sammelplatze stehen. So standen schon 1750 im Lager von Wehlau 7 Kavallerieregimenter in 10 Minuten in der Ordre de bataille, bei Küstrin einmal 35 Eskadrons nach 6 Minuten völlig bereit. Der König handelte hierbei schon nach den Grundsätzen, die er später in seinem militärischen Testament niederlegte: „Das Sprichwort sagt, des Herren Auge macht die Pferde fett. Das Militär, nämlich die Offiziere, will durch Ehrgeiz geführt sein, und nichts verleiht ihnen mehr davon, als wenn sie ihren Herrscher und alle Prinzen ihnen das Beispiel geben sehen. Wenn diese Regimenter nicht oft versammelt und in Gegenwart ihres Kriegsherrn geübt würden, würde alle Welt sich vernachlässigen. Sie sind gewohnt, ihren König an ihrer Spitze zu sehen, und man soll sich wohl hüten, diesen Brauch zu ändern." Friedrich war es, der diesen Grundsatz im vollen Umfang einführte, dem seitdem die preußischen Herrscher zum besten ihres Heeres treu geblieben sind.

War der König zufrieden, so wurden auch wohl

alle Regimenter belohnt, so erhielt 1750 nach den Revuen bei Berlin jedes Regiment 50 Taler „Biergeld". 1755 sagte der König nach der gleichen Revue zu den Chefs, „es könnte nicht besser seyn, sie sollten nur sicher alles im jetzigen Stande halten". Aber es kam auch vor, wie bei Magdeburg, daß „die Manöver der Infanterie etwas konfuse waren, woran hauptsächlich Generalleutnant v. B. schuld war". So war natürlich die Spannung besonders bei den höheren Offizieren sehr groß, wie die Besichtigungen ausfallen würden, da vielfach ihr weiteres Geschick davon abhing.

Mit den Potsdamer und Berliner Truppen hielt der König jedes Jahr größere Übungen ab, im übrigen wurden **große Herbstübungen** in den drei letzten Jahren bei Spandau abgehalten. Sie sind recht eigentlich als die Vorbilder unserer heutigen großen Herbstübungen anzusehen. Die größte fand 1753 mit 49 Bataillonen, 61 Eskadrons und 51 Geschützen auf dem Gelände des heutigen Truppenübungsplatzes Döberitz statt, zu dessen Gedächtnis Se. Majestät der Kaiser seinem großen Ahnherrn hier 1903 einen Obelisken errichtete. Ein Augenzeuge berichtet über die Art, wie der König diese Manöver abhielt: „Der König manövrierte mit ungemein vieler Leichtigkeit. Er sah bei solchen Gelegenheiten nie wie andere seiner jämmerlichen Nachahmer auf Kleinigkeiten, er bemerkte kaum, ob ein Bataillon einmal zu früh oder zu spät feuerte oder ‚plackerte', wie man in der Kunstsprache zu sagen pflegt, ob es etwas zu weit vor oder rückwärts aus der Linie kam, sondern er übersah beständig nur das Ganze. Von dem Augenblick an, wo er seine Truppen manövrieren ließ, behandelte er sie wie in der Stunde der Schlacht und war zufrieden, wenn nur die Hauptsache gut ausgeführt wurde. Sein Hauptaugenmerk war, Ruhe und Stille zu erhalten, er konnte daher nicht leiden, daß viel beim Manöver gesprochen wurde, er selbst sagte fast kein

Wort. Er hielt an dem Ort, wo die Hauptentwicklung des Manövers erfolgen ſollte, flog dahin, wo er eine Verwirrung entſtehen ſah, half ſie mit größter Ruhe, wenn es noch möglich war, wieder in Ordnung zu bringen und ſprach den Fehlenden ſelbſt Mut ein. Friedrich beſaß noch eine Kunſt, er hatte überall, wo er manövrieren wollte, Terrain genug, er konnte 70 Eskadrons Kavallerie mit dem beſten Erfolge und immer der Sache angemeſſen brauchen, da mancher General, der die ganze unterhabende Kavallerie in einem mäßigen Reithauſe manövrieren laſſen konnte, immer bei ſeinem Manöver kein Terrain zu finden weiß".

Bei der Ausbildung der Infanterie in dieſen Jahren iſt es vor allem die Entwicklung der ſchrägen Schlachtordnung, die unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Sollte ſie doch dem Könige das Mittel bieten, mit ſeinem kleineren aber beſſer geſchulten Heere die ſtärkeren aber minder beweglichen Heere ſeiner Gegner zu ſchlagen. Die erſten Anſätze dazu in den beiden erſten Schleſiſchen Kriegen haben wir ſchon kennen gelernt, aber die mitgeteilten Dispoſitionen enthalten nur ganz allgemeine Weiſungen. Möglich, daß dieſe durch mündliche Anordnungen ergänzt wurden, eine beſtimmte Form der Ausführung iſt aber nirgends nachweisbar. Sie wird jetzt erſt vom Könige gefunden und in der verſchiedenſten Weiſe ausgebaut, und wir finden in der ſchrägen Schlachtordnung eine ſchon bei ihrer durch Einſchwenken oder Deployieren erfolgten Formierung ſchräg zur feindlichen Front angeſetzte Linie von zwei Treffen. Meiſt geht dieſer Linie auf dem angreifenden Flügel noch eine beſondere Abteilung, die ſogenannte „Attacke", voraus. Es mußte nun die geſamte Schlachtlinie nach den Einſchwenken oder Deployieren ſchon ſo ſtehen, daß der angreifende Flügel bei ſeinem weiteren Vormarſch den anzugreifenden feindlichen Flügel überragte, ſo daß ihn ſein Stoß umfaßte und zertrümmerte. Im

weiteren Fortschreiten der Linie sollte dann Flanke und Rücken bedroht und die ganze feindliche Schlachtlinie aufgerollt werden.

Im ganzen finden wir in den Übungen dieser Jahre acht verschiedene Formen dieses schrägen Angriffs geübt.

Die erste Art bestand darin, daß „der Flügel, so attackieret, geschwinder marschieret als der andere". Diese Art war so zu sagen die primitivste und wurde daher, wie es scheint, bald aufgegeben.

Die zweite Art bestand in einer regelrechten Schwenkung der ganzen Linie, vielleicht von einem Sechzehntel bis zu drei Achtel, die aus der ersten hervorging und mehrfach geübt wurde.

Bei der dritten Art wurde die schräge Richtung zur feindlichen Front bereits beim Aufmarsch durch Einschwenken hergestellt, so daß dann nur geradeaus marschiert zu werden brauchte.

Ähnlich war die vierte Art, wo auch die schräge Front zur feindlichen Linie von vornherein, aber durch Deployiement der verschiedenen Kolonnen hergestellt wurde.

Die fünfte Art finden wir in der mehrfach erwähnten Instruktion für die Generalmajors von der Infanterie vom 14. August 1748 vorgeschrieben, wobei jeder Zug des attackierenden Flügels den unter ihm stehenden Zug um drei bis vier Rotten überflügeln soll, so daß also eine Art Halbkolonne entstand, mithin dann beim Einschwenken die Linie von selbst schräg zur feindlichen Front stand.

Eine sechste Art scheint nur wenig angewendet worden zu sein. Sie sollte in der Weise vorgenommen werden, daß, nachdem die Kavallerie des angreifenden Flügels den entsprechenden feindlichen Kavallerieflügel hinweggefegt hatte, etwa die Hälfte der Infanterielinie eine Schwenkung vornahm, um die feindliche Infanterielinie beim Vormarsche in der Flanke zu treffen.

Ganz besonders hohe Anforderungen an die Ma-

növrierfähigkeit ſtellte eine ſiebente Art, bei der die Armee im flügelweiſen Abmarſch in ſechs Kolonnen im Anmarſch auf den Feind war, alſo reglementsmäßig die Linie durch Deployieren hätte herſtellen müſſen. Es ſollte nun aber durch Einſchwenken die Linie hergeſtellt werden. Hierzu mußte jede der drei linken Infanteriekolonnen von der rechts befindlichen immer um 500 Schritt zurückbleiben, worauf die Tetenbataillone bei den Treffen rechts ſchwenkten. Dann wurde Zugabſtand nach rückwärts genommen und nun zur Linie eingeſchwenkt, alſo ein ſehr künſtliches Manöver, das nur von einer Armee mit ſo hoher Exerzierausbildung wie der preußiſchen gefordert werden konnte.

Endlich ſtellt eine achte Art diejenige dar, die Friedrich ſelbſt als das Ideal der ſchrägen Schlachtordnung anſah, das er aber nur einmal in ſeiner Feldherrnlaufbahn, in der Leuthener Schlacht, in voller Reinheit zur Anwendung bringen ſollte. Es beſtand darin, daß das erſte Bataillon des angreifenden Flügels antrat und dann, nachdem dieſes 20 Schritt vormarſchiert war, die anderen Bataillone nach einander ebenſo antraten. So entſtand eine geſtaffelte Linie, bei der jede Staffel aus einem Bataillon beſtand. Dieſe vollkommenſte Art der ſchrägen Schlachtordnung wurde zuerſt am 19. Auguſt 1751 in Potsdam beim Exerzieren ausgeführt. Am 6. September desſelben Jahres mußten ſie 24 Bataillone bei der ſchleſiſchen Revue wiederholen, am 28. Mai 1752 bei der Berliner Generalrevue 30 Bataillone. Auch in den folgenden Jahren wurde die Übung öfter wiederholt, wobei die Tiefenabſtände von 20 bis 30 Schritt wechſelten.

Außer dieſer Entwicklung der ſchrägen Schlachtordnung tritt in den Übungen dieſer Jahre beſonders die Bevorzugung des Bajonettangriffes hervor. Sie entſprang, wie ſchon erwähnt, dem offenſiven Geiſte des Königs und den bisherigen Erfahrungen über die ſchlechten Schießerfolge der Öſterreicher. Erſt die Erfahrungen der erſten beiden Jahre des Siebenjährigen Krieges ſollten

dem Könige wieder die Notwendigkeit des Feuers vor Augen führen. Man könnte fast der Meinung sein, daß der König hier nur das Höchste verlangte, obwohl er sich bewußt war, es nicht erreichen zu können, wie er am 19. Juni 1748 bei Übersendung der Generalprinzipien an den Prinzen von Preußen schreibt: „Es ist immer gut, die Vollkommenheit im Auge zu behalten, und viel zu verlangen um etwas zu erhalten", denn mehrfach weist er auf die Möglichkeit hin, daß die Infanterie zu schießen anfängt, „ohnerachtet es ihr verboten ist".

Bei der Kavallerie schritt Friedrich auch in der Friedensausbildung dieser zehn Jahre auf dem Wege fort, den er schon kurz nach Mollwitz in klarer Erkenntnis der Grundlagen der Wirksamkeit dieser Waffe mit so großem Erfolge betreten hatte. Nach wie vor sah er in der Schnelligkeit und Geschlossenheit die Hauptbedingungen einer siegreichen Attacke. Hatte er schon während des zweiten Krieges das Einhauen „aus vollem Halse" verlangt, so tritt der Ausdruck „Karriere" hierfür zum ersten Male in der Instruktion für die Generalmajors von der Kavallerie vom 14. August 1748 auf. Er schreibt genau vor, wie die Pferde dauernd in Atem gehalten werden sollen, so daß ein Regiment „am Tage der Aktion" eine Attacke von 1200 bis 1500 Schritt machen und die Karriere von 400 bis 600 Schritt „geben" könne, darauf soll es verfolgen und den Feind auf sein zweites Treffen werfen. Alsdann soll es imstande sein, den Feind noch mit einzelnen Eskadrons zu verfolgen und dann noch die feindliche Infanterie zu attackieren. Die Länge der Attacken wird 1754 auf 1600, 1755 gar auf 1800 Schritt gesteigert.

Bei Küstrin ließ der König 1750 schon an einem Vormittag drei Attacken reiten, am Nachmittage desselben Tages nochmals zwei. Bei Neiße wurden am Vormitttag fünf Attacken über Berg und Tal geritten, nach dem Einrücken mußte jedes Regiment alsbald wieder auf-

ſitzen und noch zwei Attacken reiten. Am folgenden Tage folgten wieder fünf Attacken. Wie ſtrenge der König dabei war, zeigt ſich darin, daß die Sieger von Hohenfriedeberg, die Baireuth-Dragoner, einmal wegen ungenügender Leiſtungen drei Monate Strafexerzieren erhielten. Bei den Revuen wurden bis zu 70 Schwadronen zu gemeinſamen Attacken verſammelt.

Dabei wußte der König den Reitergeiſt und Wagemut auf jede Weiſe zu heben, er ließ den Führern größte Selbſtändigkeit und tadelte nie, wenn durch kühneres Handeln etwas mißglückte.

In bezug auf die Taktik der Kavallerie war er allmählich von zwei Treffen im Jahre 1742 auf drei Treffen im Jahre 1744 gekommen, wobei das zweite die Unterſtützung des erſten zur Ausfüllung von Lücken, Aufnahme geworfener Eskadrons oder Flankierung des Feindes bezweckte, während das dritte als Reſerve diente. Später bildete er außer dieſen drei Treffen noch eine Reſerve. Ferner legte der König hohen Wert auf das Überflügeln des Feindes, ſowohl bei Angriffen auf Kavallerie wie auf Infanterie. Gegen Infanterie wurde auch bisweilen die Kolonnenattacke geübt, beim Angriff auf Kavallerie auch die Echelonattacke, gegen Artillerie auch die ſchachbrettförmige Attacke, „en échiquier“.

Die Attacken auf Infanterie wurden „mit Geſchrey“ ausgeführt, ſowohl wegen des Eindruckes auf den Feind, als auch um das feindliche Feuer und Pfeifen der Kugeln zu übertönen. Bei Angriffen gegen Kavallerie mußte lautloſe Stille herrſchen, damit Kommandos und Signale für etwaige Formations- oder Richtungsänderungen bis zuletzt vernommen werden konnten.

Für die Huſaren, deren Attacken zweigliedrig waren, erſtrebte der König allmählich dieſelbe Verwendung in der Schlacht wie für die übrige Kavallerie. Bei der übrigen Kavallerie bevorzugte der König bis zum Siebenjährigen Kriege noch die dreigliedrige Aufſtellung.

Auch der Verwendung der Artillerie in der Schlacht wandte der König in diesen Friedensjahren seine volle Aufmerksamkeit zu; insbesondere wurde das Material dauernd verbessert. Für ihre taktische Verwendung blieb die 1744 gegebene „Disposition, welchergestalt sich die Artillerie bei einer Hauptaktion mit dem Feinde zu verhalten hat", grundlegend, einzelne Weisungen in den Generalprinzipien, sowie ein „Manual" aus dem Jahre 1754 traten hinzu.

Die leichten Bataillonsgeschütze hatten den Angriff der Infanterie zu begleiten, wurden von 500 Schritt vom Feinde an von Menschen gezogen und sollten „beständig im Avanciren schießen". Ihr Feuer sollte schon auf 1200 Schritt beginnen. Die schweren Geschütze waren auf den Flügeln verteilt, sollten „im Anfang der Bataille auf die feindliche Kavallerie feuern, sobald aber unsere Kavallerie die feindliche attackieret, so muß alles Geschütz auf die Infanterie des Feindes gerichtet und unabläßig darauf gefeuert werden". Für die Wichtigkeit, die der König der schweren Artillerie beimaß, spricht allein deren Verdoppelung in seinem ersten Kriege.

Neben der rein gefechtsmäßigen Ausbildung in diesen Jahren gingen zahlreiche Übungen im Lagerdienst, Vorpostendienst, in der Aufklärung und im kleinen Krieg. Insbesondere finden wir für die Aufklärung durch Offizierpatrouillen bereits geradezu bahnbrechende und vorbildliche Bestimmungen. Dies war Sache der Husarenoffiziere, für die der König ganz genaue Vorschriften bei Erkundungen gibt, die für die damalige Armee als gänzlich neu gelten müssen und auch heute noch kaum besser gesagt werden können; daß es hier nicht auf „Bravour sondern auf Klugheit ankommt", daß der Offizier „evitiren muß, sich mit dem Feinde einzulassen", „daß er mehr als einen Weg wissen muß an den Ort, wohin er kommandiret ist, hin und zurück zu kommen", sind einige der Hauptgrundsätze, die der König hervorhebt.

Ermahnte der König in der Einleitung zu den Generalprinzipien seine Generale, wohl zu bedenken, daß „die Disziplin der Truppen das Fundament von der Gloire und Konservation des Staates ist" und sie daher nie nachlassen sollten, „die Ordre bey denen Truppen in ihrer Vigueur zu erhalten und darunter niemahlen nachzulassen, auf daß man sonsten nicht von uns sagen können, daß diejenigen Instrumente in unseren eigenen Händen stumpf und unbrauchbar geworden wären, durch welche wir vorhin unsere Reputation erworben hätten", so ging er ihnen in diesen zehn Jahren mit seinem Beispiel rastlos voran. In der Organisation hatte er in dem von seinem Vater mustergültig geschaffenen Heere nichts zu ändern brauchen, auch vermehrt hat er es in diesen zehn Friedensjahren nicht, aber es als Prinz-Konnetable, wie er selbst den königlichen Kriegsherrn in seinem Militärischen Testament nennt, in diesen Jahren auf die höchste Stufe der Ausbildung gebracht und ihm den Geist der Offensive, der ihn selbst beseelte, einzuhauchen verstanden, auch sein Offizierkorps zur Pflichttreue und Hingabe erzogen, so daß er getrosten Mutes den ihm drohenden Riesenkampfe entgegensehen konnte.

6. Der Siebenjährige Krieg.

1756.

Getreu seinem Grundsatze, seinen Feinden immer „das Prävenire zu spielen", beschloß König Friedrich im Sommer 1756, nachdem er die Gewißheit des von Österreich und Rußland gegen ihn beabsichtigten Angriffes erhalten hatte, seinen Feinden zuvorzukommen. Am 29. August überschritten die preußischen Truppen die sächsische Grenze. Es handelte sich für ihn in diesem Jahre nur darum, in Sachsen einen festen Stützpunkt für

seine weiteren Operationen zu gewinnen, da er aus dem Feldzuge 1744 die Gefahr eines in seinem Rücken verbliebenen unzuverlässigen oder gar feindlichen Sachsens wohl in Erinnerung hatte. Die entscheidenden Schläge hatte er sich für das nächste Jahr aufgespart. Die sächsischen Truppen, die ihr Land nicht preisgeben wollten, hatten in Erwartung rechtzeitiger österreichischer Unterstützung das feste Lager bei Pirna bezogen, das nun von den preußischen Truppen eingeschlossen wurde, während nach Böhmen ein Beobachtungskorps vorging. Als die Österreicher dann mit stärkeren Kräften einen Entsatzversuch zu unternehmen schienen, ging der König selbst diesen mit verstärkten Kräften entgegen und schlug sie bei Lobositz am 1. Oktober.

Es war die erste Schlacht in dem großen Entscheidungskampfe, in dem die preußischen Truppen zu zeigen hatten, was sie in der Schule ihres königlichen Feldherrn in den zehn Friedensjahren gelernt hatten. Der König konnte ihr Verhalten in der Schlacht in einem Briefe an Schwerin nur mit den Worten anerkennen: „Ich sage Ihnen nichts über die Truppen, aber seit ich die Ehre habe, sie zu kommandiren, habe ich niemals ähnliche Zeugnisse von Tapferkeit gesehen, sowohl bei der Infanterie wie bei der Kavallerie.“ Hier trat schon besonders die vom Könige gepflegte Initiative seiner Führer hervor, insbesondere Winterfeldts Entschlossenheit und Tatkraft, sowie die Einsicht des Flügeladjutanten von der Ölsnitz, der auf eigene Verantwortung Truppen nach dem entscheidenden Punkte dirigierte. Die Infanterie focht auch unter schwierigen Verhältnissen, in dichten Weinbergen, aufs tapferste, der schräge Angriff konnte des Geländes wegen nicht zur Anwendung kommen. Die Kavallerie durfte bereits zeigen, was sie zu leisten imstande war. Unmittelbar hinter einander folgten zwei Attacken. Die erste wurde von 16 Eskadrons ausgeführt, die sich auch an der zweiten beteiligten, die von 60 Schwadronen ge-

ritten wurde. Sie legten zusammen eine Entfernung von nicht weniger als 10000 Schritt zurück. Dabei hatten die Pferde seit mehreren Wochen nur mangelhaft verpflegt werden können, am Tage von Lobositz aber waren sie seit 29 Stunden nicht abgesattelt und meist nicht getränkt und gefüttert worden.

Nachdem ein nochmaliger Entsatzversuch der Österreicher gescheitert war, mußten die Sachsen in Pirna kapitulieren. Friedrich formierte aus dem größten Teil preußische Regimenter, doch desertierte später der größte Teil wieder zu den Österreichern, die daraus nun geschlossene Truppenkörper bildeten. Diese stießen im Sommer 1758 zu den Franzosen und fochten mit ihnen zusammen auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz gegen die Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig.

1757.

Über das Ziel, das den Operationen im Frühjahr 1757 zu geben sei, war der König lange im Zweifel. Insbesondere waren es die Beteiligung der Franzosen und der Zeitpunkt, wann diese voraussichtlich auf dem Kriegsschauplatz erscheinen würden, die den endgültigen Plänen des Königs Fesseln anlegten. So lange er damit rechnen mußte, daß auch sie bereits im Frühjahr gegen ihn im Felde erscheinen könnten, war es nicht möglich, alle Kräfte gegen die Österreicher zu verwenden, und der Plan des Einmarsches in Böhmen hielt sich in den Grenzen, dort eine „Ravage" zu tun, ihre Versammlung zu stören und ihre Magazine zu nehmen. In diesem Sinne bewegen sich lange Zeit die Erwägungen, die Friedrich mit Schwerin und Winterfeldt, den einzigen beiden Führern, die ihm auf strategischem Gebiet zu folgen vermochten, anstellt. Sobald aber der König erkennt, daß er die Franzosen zunächst nicht zu erwarten hat, erheben sich seine Pläne zu höchster Kühnheit, weit über alles, was auch seine

beiden Ratgeber zu unternehmen wagen, und er entwirft den Plan eines konzentrischen Einmarsches nach Böhmen, der auf die Vernichtung der feindlichen Streitmacht hinausgeht, einen Plan von solcher Größe, wie ihn kein Feldherr des achtzehnten Jahrhunderts gefaßt, und wie er erst in dem preußischen Einmarsch nach Böhmen 1866 sein Seitenstück gefunden hat.

Schärfer als in jenen Tagen ist der Vernichtungsgedanke kaum je zum Ausdruck gekommen. So schreibt der König am 30. April 1757, also kurz vor der Entscheidung, an Schwerin: „Alsdann (d. h. nach unserer Vereinigung) können wir auf den Feind marschieren und indem wir die vereinigten Kräfte des Hauses Österreich zusammen angreifen, können wir uns schmeicheln, sie auf einmal zu vernichten".

Wohl wurde die Schlacht bei Prag am 6. Mai zu einem der glänzendsten Siege des Königs, aber die gehoffte Entscheidung sollte sie doch nicht bringen. Die starke Stellung des Gegners zwang zu einem Linksabmarsch, gegen den die Österreicher zum Teil rechtzeitig ihre Stellung zu verändern vermochten. Der eigentliche Angriff mußte erfolgen, bevor der Gesamtaufmarsch bewerkstelligt war, um nicht die rechte Flanke der feindlichen Artilleriewirkung schutzlos preiszugeben. So tragen auch die weiteren Maßnahmen vielfach das Gepräge des Notbehelfs. Die außergewöhnlichen und unerwarteten Hindernisse, die das Gelände dem Aufmarsch entgegensetzte, und die hierdurch entstandene Verzögerung, trugen Schuld daran, daß die Bildung der beabsichtigten schrägen Linie mißlang. Der ohne artilleristische Vorbereitung unternommene Angriff Schwerins war verfrüht. Er fiel, ein leuchtendes Vorbild preußischer Generale für alle Zeit, mit der Fahne in der Hand, alle Führer, Winterfeldt, Manstein, Prinz Heinrich eiferten ihm nach, und dieser offensive Geist, der Drang an den Feind zu kommen, den der König in seine Armee gepflanzt hatte, trug den Sieg

davon. Diese sind seitdem in der preußischen Armee unzerstört geblieben, hat doch 1870 dieses „Durchgehen nach vorwärts“ mit zu einigen unsern schönsten Erfolgen beigetragen. Auch der große Reiterangriff bei Prag, auf dem preußischen linken Flügel, hatte, ursprünglich mit unzureichenden Kräften unternommen, durch das geschickte Eingreifen Zietens zu einem vollen Erfolge geführt.

Aber die Verluste, insbesondere der preußischen Infanterie, waren ungeheuer, „die Säulen der preußischen Infanterie“ waren dahingerafft, dazu der Feldmarschall Schwerin, „dessen Leben allein 10000 Mann wog“. Friedrich mußte die Reste der feindlichen Armee in Prag eingeschlossen halten. Nicht so schnell, wie er hoffte, war eine Übergabe zu erreichen, Daun drohte mit einem neuen Korps zum Entsatz heranzuziehen, und der König entschloß sich, ihm mit einem Teile seines Heeres entgegenzugehen, um ihn zu schlagen.

Es kam zur Schlacht von Kolin, östlich von Prag, am 18. Juni. Daun hatte eine starke Stellung inne. Der König faßt den Entschluß, angesichts dieser Stellung entlang zu gehen und den linken österreichischen Flügel anzugreifen, die feindliche Armee aufzurollen und in die Teichniederungen auf ihrem linken Flügel zu werfen, einen Entschluß von höchster Kühnheit, der nur gelingen konnte, wenn nirgends ernstliche Reibungen eintraten. Der Befehl des Königs ist meisterhaft klar, aber falsche Angaben über das Gelände hatten ihn veranlaßt, den Befehl zum Angriff zu früh zu geben. Trotzdem nimmt die Schlacht guten Verlauf, die Truppen leisten das Höchste, da reißt Manstein, der schon bei Prag zu früh vorgegangen war, seine stürmische Tapferkeit fort, zu früh in der Mitte vorzugehen, obwohl hierzu die preußischen Kräfte gegen die starke österreichische Stellung nicht ausreichten. Sein Verhalten zeigt, daß auch dem kühnsten Führer die Besonnenheit nicht fehlen darf. Gleichwohl würde die preußische Infanterie auf dem linken

Flügel gesiegt haben, wenn nicht ein Teil der Kavallerie sie hier im Stiche gelassen hätte. Nur der 36jährige Seydlitz zeigt sich hier als Kavallerieführer bereits im hellsten Licht und beweist, daß die preußische Kavallerie nur gleicher Führer bedurft hätte, um hier Großes zu leisten. Der Reibungen waren zu viele geworden. Da ist alle Tapferkeit der preußischen Truppen und ihres Königs vergeblich. Bekannt ist, wie der König selbst Teile des Regiments Anhalt um ihre Fahnen sammelt und persönlich gegen die feindlichen Batterien vorführt. Die Kugeln reißen auch diese Haufen auseinander, mit klingendem Spiel führt der König ein kleines Häuflein von vielleicht 40 Mann weiter, bis auch dies durch eine einschlagende Kanonenkugel aufgerieben wird. Er reitet fast allein weiter, bis ihn sein Adjutant Grant fragt: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein nehmen". Er hält an, blickt noch einmal durchs Glas nach den Verderben speienden Batterien und reitet langsam zurück, um den Rückzug zu ordnen, den sein 1. Bataillon Garde mit höchster Aufopferung deckt, und bei dem es 24 Offiziere und 475 Mann auf dem blutigen Kampfplatz liegen läßt.

Der Zauber der Unbesiegbarkeit des Königs und seines Heeres ist dahin, die Feinde jubeln, selbst im eigenen Lager erhebt sich die Schadenfreude. „Phaëton ist gestürzt", heißt es in einem Briefe des eigenen Bruders. Aber nun sollte sich erst die ganze Größe des Königs zeigen. Mit fester Hand ordnet er den Rückzug und führt sein Heer aus Böhmen nach der Lausitz. „Wahrlich dieser König ist groß im Glück, aber größer im Unglück", schreibt bewundernd der englische Gesandte Mitchel in jenen Tagen nach Hause. Und wieder handelte er echt königlich, wenn auch hart, als er seinen eigenen Bruder, August Wilhelm, nicht schonte, als dieser den ihm anvertrauten Heeresteil auf dem Rückzuge in Gefahr brachte, vernichtet zu werden. Der Ent-

schluß stand fest, die Feinde, die ihm bis Zittau gefolgt, wieder anzugreifen. Schweren Herzens nahm er auf eine Vorstellung seines Bruders Heinrich, der sich zum Wortführer der Generale gemacht hatte, davon ab, da die Stellung des Gegners außerordentlich stark war.

Immer schwieriger wurde seine Lage, in Ostpreußen waren die Russen mit 90000 Mann erschienen, bei Hastenbeck an der Weser waren die Verbündeten unter Cumberland am 26. Juli von den Franzosen geschlagen. Die Reichstruppen unter Hildburghausen und Franzosen unter Soubise, zusammen gegen 60000 Mann, standen bereits im Thüringschen. Ohne Besinnen entschloß sich der König, ihnen als dem nächsten erreichbaren Feinde entgegenzugehen. Der Herzog von Bevern sollte mit einer Heeresabteilung Schlesien und Brandenburg decken, mit dem Rest brach der König Ende August nach Thüringen auf, um den Franzosen „eins zu versetzen" und der Reichsarmee das „consilium abeundi" zu geben. Aber die Feinde wichen ihm aus, eine Hiobspost nach der andern kam. Am 30. August war Lehwaldt von Fermor bei Großjägersdorff in Ostpreußen geschlagen, am 7. September fiel des Königs treuester Ratgeber, Winterfeldt, bei Moys. „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich Mittel finden, aber einen Winterfeldt finde ich nie wieder", rief Friedrich in tiefstem Schmerze auf die Kunde von seinem Tode aus.

Das Schlimmste aber blieb, daß er die vor ihm befindlichen Feinde „zu nichts kriegen konnte". „Wenn ich vorrücke" — schreibt er am 6. Oktober — „so flieht der Feind; gehe ich zurück, so folgt er mir, aber immer außer Schußweite". Selbst der Hauptstadt Berlin statteten die Feinde am 16. Oktober einen Besuch ab, der König mußte auch dorthin entsenden, ja er war entschlossen, selbst gegen Görlitz aufzubrechen, da traf unerwartet am 23. Oktober die Nachricht vom Anmarsche der Reichstruppen und Franzosen ein. Wieder darf er auf eine

Schlacht hoffen, am 3. November geht er ihnen über die Saale entgegen. Am 4. früh marſchiert er links ab, um den Gegner in ſeiner rechten Flanke zu umfaſſen, aber dieſer hat ſeine unvorteilhafte Stellung mit einer vorteilhaften vertauſcht, die keine Ausſicht für das Gelingen eines Angriffes bietet. Da faßt der von ſeinen Magazinen getrennte Feind, der ſeit ſieben Tagen ohne Brot war und hier nicht ſtehen bleiben konnte, den Entſchluß, den König zu umgehen und dadurch zum Rückzuge zu bewegen, ja am 5. früh wurde ſogar auf Hildburghauſens Veranlaſſung der Angriff auf die Preußen beſchloſſen. Eine vielleicht nicht unabſichtliche Verzögerung des Abmarſches Soubiſes ſollte den Feinden zum Verderben werden.

In aller Ruhe beobachtete der König den Marſch der Gegner vom Dachfenſter des Herrenhauſes von Roßbach, er weiß, daß er ſein kleines Heer ſo in der Hand hat, daß er es jeden Augenblick hin werfen kann wohin er will, und ſowie er erkennt, daß der Feind ihn umgehen will, iſt ſein Entſchluß zum Angriff gefaßt, den nach ſeiner Schätzung dreifach überlegenen Gegner — in der Tat ſtanden 22000 Preußen gegen 41000 Verbündete — anzugreifen.

Wie mit einem Zauberſchlage ſind die preußiſchen Zelte vor den Augen der erſtaunten Feinde verſchwunden, „als wenn ſie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen wären", ſchreibt ein Beobachter beim Feind — die Feinde ſehen das Heer des Königs ſich in unglaublich kurzer Zeit formieren und abmarſchieren, wie ſie meinen, um ſich ihnen eiligſt zu entziehen. Patrouillen beſtätigen ihnen dies. Es kann ſich nur noch darum handeln, den König am Entkommen zu hindern. Sorglos rückt man weiter. Gedeckt durch einen Höhenzug marſchiert indeß die preußiſche Armee in der Flanke der feindlichen, Seydlitz mit 38 Eskadrons vorweg. Als die Spitzen der feindlichen Kavallerie noch 1000 Schritt entfernt ſind, bricht er wie eine Windsbraut über den deckenden Höhenrücken

auf die überraſchten Feinde und fegt nacheinander 57 Schwadronen hinweg. Wie auf dem heimiſchen Exerzierplatz geht dann die preußiſche Infanterie vor, zum erſtenmal mit Echelons vom linken Flügel im ſchrägen Angriff. „Vater, aus dem Wege, daß wir ſchießen können", rufen die Grenadiere ihrem vor der Front reitenden Könige zu. Auch die feindliche Infanterie vermag dieſem überraſchenden Angriff nicht ſtand zu halten, und als ſie ſich zur Flucht wendet, da haut wieder Seydlitz mit ſeinen inzwiſchen geſammelten Schwadronen ein, die Verwirrung vollendend.

Um 3½ Uhr hatte die Schlacht begonnen, um 5½ Uhr, als der kurze Wintertag zur Rüſte geht, wälzt ſich der Feind in einer Verwirrung ſondergleichen auf Freiburg gegen die Unſtrutbrücken. Die Nacht macht der Verfolgung ein Ende und zu dem winterlichen Himmel ſtiegen feierliche Choräle von den Wachtfeuern der Preußen empor. Über 10000 Mann haben die Verbündeten in dieſer Schlacht verloren, während der preußiſche Geſamtverluſt nur 30 Offiziere 518 Mann beträgt. Dieſer beiſpielloſe Erfolg war ein Triumph der Erziehung und Schulung des preußiſchen Heeres, wie es ihn noch nie zuvor gehabt.

Der Jubel des Sieges über die Franzoſen und Reichstruppen durchhallte ganz Deutſchland, aber der König, wenn er ſich auch für den Augenblick von ſchwerer Sorge befreit ſah, überſchätzte den Triumph keinen Augenblick. Am Abend des Tages ſchrieb er an die Schweſter in Bayreuth: „Jetzt werde ich in Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet iſt", und ſchon am 12. November ſchreibt er an Finckenſtein: „Sieh da, ein Anfang von Glück, aber ich brauche noch viel davon", und am 15. wieder nach Bayreuth: „Was mich betrifft, ich gehe als irrender Ritter nach einer anderen Seite".

Denn ſchon riefen ihn neue Sorgen weit weg nach

Schlesien, um dort die Österreicher zu vertreiben, aber der Sieg von Roßbach hat ihn doch so weit für immer von den Franzosen befreit, daß er selbst nie wieder gegen sie zu ziehen brauchte, sondern daß sie vom Herzog Ferdinand von Braunschweig in Zukunft in Schach gehalten werden konnten.

Am 13. November trat der König mit etwas mehr als 12000 Mann von Leipzig den Marsch nach Schlesien an. Am 25. November erhält er, als er am Queiß eben den schlesischen Boden betritt, die Nachricht, daß Bevern am 22. bei Breslau total geschlagen ist, am 27. die ungleich schlimmere, daß Breslau kapituliert hat. Auch das vermag ihn nicht zu beugen. „Alle diese Unglücksfälle haben mich nicht erschüttert" — schreibt er dem Prinzen Heinrich — „ich gehe meinen geraden Weg nach dem Plane, den ich mir gemacht." Am 28. überschritt er die Katzbach unterhalb des von den Österreichern besetzten Liegnitz und lagerte sich bei Parchwitz. In 13 Tagen, wovon nur zwei Ruhetage, hat er 40 Meilen zurückgelegt, eine für damalige Wegeverhältnisse unerhörte Leistung. Hier schrieb er an diesem Tage eine letztwillige Verfügung nieder „vor der Schlacht". Ging die Schlacht verloren, so war er entschlossen, es nicht zu überleben, dann hatte er dem Erben der Krone keinen Rat mehr zu erteilen. Fiel er als Sieger, so sollte der Thronfolger trotzdem den Frieden suchen, zunächst bei Frankreich.

Am 2. Dezember erfolgte die Vereinigung mit den Resten der geschlagenen Bevernschen Armee unter Zieten. Auch hier bewahrte der König wieder seine volle Größe. In schwer gedrückter Stimmung nahten sich die Truppen, des Königs Zorn fürchtend. „Still und ernst ritten wir der furchtbaren Stunde entgegen", schreibt einer der Ankommenden. Aber der König begrüßte sie, den Hut abnehmend, mit den Worten: „Guten Tag, Kinder. Ihr habt viel gelitten. Aber alles soll gut werden!" Alle Kommandeure redete er huldvoll an. Die aus Glogau

kommende Infanterie war „erſchöpft, entmutigt und niedergeſchlagen“, aber kaum fünfzig Schritt von ihnen zogen die Sieger von Roßbach vorüber, „deren nahe ans Ausgelaſſene grenzende Fröhlichkeit ſelbſt die Gegenwart des Monarchen und ſeines Gefolges nicht zügeln konnte“, und „ſobald die Mutloſen ſich durch den Blick auf ihre ſieghaften Brüder geſtärkt fühlten, wachte auch der alte preußiſche Mut wieder auf.“

Nachdem am 3. Dezember die neue Ordre de Bataille aufgeſtellt worden, hielt der König an die verſammelten Kommandeure jene wundervolle Anſprache, in der er noch einmal den ganzen furchtbaren Ernſt der Lage auseinanderſetzte, an ihren Mut, ihre Hingabe und Vaterlandsliebe appellierte und dann in echt königlichem Freimut jedem, der nicht bereit ſei, alle Gefahren mit ihm zu teilen, freiſtellte, den Abſchied zu fordern, den er ohne ein Wort des Vorwurfs erhalten werde. Hier war es, als er, eine Pauſe machend, ſich im Kreiſe umblickte, wo es aus dem Herzen eines der Getreuen, des alten Haudegens, Majors von Billerbeck, hervorbrach, was alle empfanden: „Ja das müßte ein infamer Hundsfott ſein, nun wäre es Zeit!“ Lächelnd konnte der König fortfahren, daß er davon im voraus überzeugt geweſen wäre, daß keiner ihn verlaſſen werde. Er ſchloß mit der Verſicherung, binnen kurzem werde der Feind geſchlagen ſein oder keiner werde ihn wiederſehen.

Von Mund zu Munde lief des Königs Anſprache im Lager um, und „Man bemerkte ſeitdem“ — ſagt ein Augenzeuge, Retzow — „bei jedem ein gewiſſes inneres Gefühl von Feſtigkeit und Zuverſicht, gemeiniglich glückliche Vorboten eines nahen Sieges. Mit Ungeduld erwartete das Heer den Befehl zum Aufbruch, und dieſe kleine Schar wiewohl auserleſener Soldaten ging willig und zufrieden ihrem Schickſal entgegen. Was konnte nicht der König mit ſolchen Truppen ausrichten, und was bewirkte nicht durch ſie ſein fruchtbares Genie“. Der

König ging durchs Lager und sprach hier und da mit den Soldaten nach seiner Weise, ihre Stimmung zu heben, und wohl nie ist in der ganzen preußischen Kriegsgeschichte ein Augenblick zu verzeichnen, wo König und Heer so von gleichen Gefühlen durchdrungen, so eins miteinander in dem festen Entschluß waren, gemeinsam zu siegen oder zu sterben, wie in diesen Tagen vor der Leuthener Schlacht.

Am nächsten Morgen ging's auf Neumarkt vor, wo eine feindliche Feldbäckerei überrascht und mit ihrer zahlreichen Bedeckung aufgehoben wurde. Da traf die unerwartete Nachricht ein, daß der Prinz Karl von Lothringen seine schützende Stellung hinter der Lohe vor Breslau verlassen hätte. Das war die erste frohe Kunde seit langem. „Der Fuchs ist aus seinem Loche gegangen" — sagte der König vergnügt — „ich werde ihn dafür strafen."

Im Dunkel der Morgenfrühe des 5. Dezember trat die preußische Armee an. Unter dem Gesange des frommen Liedes „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret" zogen die Krieger zur Schlacht. Als ein Adjutant den König fragte, ob er das Singen verbieten sollte, um den Feind nicht aufmerksam zu machen, sagte der König: „Laß er das, was meint er wohl, daß mir Gott mit solchen Kriegern nicht den Sieg verleiht." Nie vorher und nachher ist der König mit einem solchen von vaterländischem und religiösem Sinne getragenen Heere in die Schlacht gezogen.

Mit 30 Schwadronen eröffnet, als der Tag anbricht, die preußische Kavallerie den blutigen Tanz und jagt die feindliche Kavallerie davon, so die letzten Zweifel über die feindliche Stellung lösend. Der König kann sie jetzt deutlich erkennen. Sofort ist sein Entschluß gefaßt, den linken Flügel des Gegners anzugreifen, und ohne Zaudern beschließt er, den Marsch an ihrer Front entlang auszuführen. Die Erinnerung an Kolin vermag ihn nicht davon abzubringen. Er ist sich klar darüber, daß eine

Niederlage ihm den Untergang bringen muß, aber keinen Augenblick ſchwankt er. Um den Gegner über den Angriffspunkt zu täuſchen und ihn an einen Angriff auf ſeinen rechten Flügel glauben zu machen, läßt er die Kolonnen, die gerade auf den Feind marſchieren, mit Deployieren beginnen. Er erreicht ſeinen Zweck — Prinz Karl von Lothringen, dieſe Bewegung beobachtend, verſtärkt ſeinen rechten Flügel. Nun läßt der König eine Bewegung ausführen, die keine andere Armee damaliger Zeit hätte auszuführen vermocht, ſtellt das Deployiement ein, geht aus dem flügelweiſen Anmarſch in den treffenweiſen über, indem die Kolonnen mit den Teten rechts ſchwenken müſſen, und dieſer Flankenmarſch längs der feindlichen Armee vollzieht ſich hinter einem deckenden Höhenzuge, dem Auge des Gegners verborgen ganz in derſelben Ordnung wie daheim bei einer großen Generalrevue. Es iſt der Triumph friderizianiſcher Taktik. Der Gegner, der nun das Abſchwenken ſieht, glaubt, der König ziehe ab. „Die guten Leute paſchen ab, laſſen wir ſie", ſagt drüben Daun, und nichts geſchieht zur Verfolgung oder Aufklärung.

Bald nach zwölf Uhr hat die preußiſche Armee ihren Flankenmarſch ausgeführt und ſchwenkt wieder in größter Ordnung wie auf dem Manöverfelde ein, drei Bataillone ſetzen ſich als „Attacke" vor den rechten Flügel, und der Angriff beginnt. Die Infanterie tritt mit Bataillonsſtaffeln vom rechten Flügel, die ſich auf 50 Schritt folgen, in jener Form des ſchrägen Angriffs an, die wir als die vollkommenſte aus ſeiner Friedensſchulung kennen gelernt hatten; das erſte und einzige Mal, daß dem König der ſchräge Angriff in dieſer Vollkommenheit gelingt, nun aber auch zum höchſten Erfolge führend.

Von dieſem Augenblicke an braucht der königliche Feldherr kaum noch Anordnungen zu erteilen, mit höchſter Einſicht greifen ſeine Generale da ein, wo es nötig iſt und mit ſolcher Tatkraft und Selbſtändigkeit, wie nie vor-

und nachher. Jede Waffe leiſtet das höchſte, die Infanterie im Dorfangriff auf Leuthen und dann auf die öſterreichiſche Hauptmaſſe, die Kavallerie, indem ſie ſelbſtändig überall den Infanterieangriff unterſtützt und dann die Entſcheidung in dem letzten furchtbaren Infanterieringen herbeiführt, die Artillerie, indem ſie mit ſchweren Geſchützen die feindliche Infanterie vor dem Angriff erſchüttert.

So bietet Leuthen den Höhepunkt friderizianiſcher Schlachtentaktik dar, und als der kurze Wintertag zur Rüſte geht, da wälzt ſich die geſchlagene Armee, die noch tags zuvor in ſtolzem Übermut „die Potsdamer Wachtparade" glaubte abtun zu können, in grenzenloſer Verwirrung den Weiſtritzübergängen zu. Der König ſelbſt ſetzte ſich raſtlos an die Spitze einiger Bataillone, bis die Nacht weitere Verfolgung hinderte.

Im Herrenhauſe von Liſſa traf er noch mit verwundeten öſterreichiſchen Offizieren zuſammen, ihnen wohlgemut ſein „Bon soir messieurs!" zurufend, „gewiß ſind ſie mich hier nicht vermuten, kann man hier auch noch unterkommen"?

Über das blutige Siegesfeld erſcholl zum winterlichen Himmel das „Nun danket alle Gott". Den Führern aber dankte der König folgenden Tags mit bewegten Worten: „Dieſer Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die ſpäteſte Nachwelt bringen". Napoleon hat ſpäter darüber geurteilt: „Die Schlacht bei Leuthen iſt ein Meiſterſtück an Bewegungen und Entſchloſſenheit; ſie allein würde genügen, um Friedrich unſterblich zu machen und ihm einen Platz unter den größten Feldherren zu geben".

Die Preußen erkauften den Sieg, den ſie mit 35000 Mann über 65000 Mann davon getragen hatten, mit einem Verluſt von 223 Offizieren und 6159 Mann. Der Gegner hatte gegen 10000 Mann an Toten und Verwundeten und über 12000 Gefangene verloren. Die Verfolgung koſtete ihnen weitere 20000 Mann. Am

21. Dezember kapitulierte Breslau, und als das Jahr 1758 anbrach, war kein Österreicher mehr auf schlesischem Boden, nur Schweidnitz war noch in ihren Händen.

So schloß das Jahr 1757, das größte und denkwürdigste friderizianischen Heldentums, voll unerhörter Wechselfälle und Erfolge, denn für immer werden Prag, Roßbach und Leuthen die Höhepunkte in der Feldherrnlaufbahn des Königs bleiben. Er erntete hier, was er in langer Friedenstätigkeit gesäet hatte. Aber immer schwerer wurde nun seine Aufgabe, seine beiden bewährtesten Ratgeber, Schwerin und Winterfeldt, waren gefallen, der Kern seiner Infanterie war dahin gerafft. Nicht leicht war der Ersatz, aber an den alten gedienten Soldaten fanden auch die neuen Rekruten und die zahlreich zuströmenden Freiwilligen, die der Ruhm der preußischen Waffen anlockte, immer wieder ihren Halt, und unabläßig war auch jetzt des Königs Sorge, das Heer wieder auf seine alte Höhe zu bringen, denn den Frieden, wie auch der König einen Augenblick gedacht hatte, brachten auch die unerhörten Erfolge noch nicht. Auch Maria Theresia, wenn auch für kurze Zeit völlig gebrochen, erhob sich bald wieder in bewundernswerter Energie, und organisierte im Winter auf 1758 ihr Heer aufs neue.

1758.

Die taktischen Erfahrungen, die der König 1757 gemacht hatte, kamen vor allem auf eins hinaus, daß er nämlich jetzt eine ganz andere Artillerie bei seinen Gegnern als in den beiden ersten schlesischen Kriegen, vorgefunden hatte bei Kolin hatte er vor den österreichischen Batterien den Rückzug antreten müssen. So war er jetzt nicht nur auf eine Vermehrung, sondern auch auf eine noch bessere taktische Verwendung seiner Artillerie bedacht, wie sich aus einer Weisung, die er am 30. Juni 1758 an seine Artillerieobersten v. Dieskau und

v. Moller erließ, hervorgeht. Hier ordnet er an, daß die Angriffsabteilung, die sogenannte „Attacke", die dem angreifenden Flügel vorauszugehen hatte, von 40 Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern sowie einer Anzahl Haubitzen zu begleiten sei. In den im Winter zu 1758 niedergeschriebenen Reflexions sur la tactique nennt er die österreichische Artillerie, für deren Neuschöpfung Fürst Wenzel Lichtenstein einen großen Teil seines Vermögens geopfert hatte, „wunderbar, die ohne Unterstützung andrer Truppen fast allein genügen würde, um ein Korps, das davor zum Angriff erscheint, zurückzustoßen, zu zerstören und völlig zu vernichten", und er zieht für sich den Schluß daraus, „daß man sich dem System der zahlreichen Artillerie fügen müsse, so unangenehm es auch sei". So kam er auch auf den Gedanken der Schöpfung der reitenden Artillerie, die er in demselben Winter durchführte. Damals führte er auch, um seine Leute zur Wegnahme der Verderben bringenden feindlichen Geschütze anzueifern, die noch heute im preußischen Heere üblichen „Geschützdoceurgelder" als Belohnung für eroberte Geschütze ein.

Das neue Kriegsjahr 1758 begann mit der Belagerung von Schweidnitz. Auch hier trat das offensive Element, das den König beseelte, hervor, indem er immer wieder auf eine Abkürzung des Angriffsverfahrens drang, so wurde auf seine Veranlassung auch das Galgenfort in der Nacht zum 16. April gestürmt, worauf die Kapitulation noch selbigen Tags erfolgte.

Alsbald rückte der König mit dem Hauptheer nach Mähren ein. Indem er auf Olmütz marschierte, hoffte er auf eine Schlacht, wie es aus seiner an den Prinzen Heinrich, der Sachsen und die Mark zu decken hatte, am 11. März gegebenen Instruktion klar hervorgeht. Aber Daun tat ihm den Gefallen nicht, der König mußte zur Belagerung schreiten, und Daun, der sich beobachtend verhielt, selbst unter allen Umständen an-

greifen, daran mochte ihn wohl die Erinnerung an Kolin hindern, er hoffte nun, daß Daun ihn angreifen werde, aber auch das geſchah nicht. Die Belagerung zog ſich auch hier länger hin, als der König urſprünglich gehofft hatte. Die leichten öſterreichiſchen Truppen bedrohten dauernd die lange preußiſche Verbindungslinie nach Schleſien, und als am 30. Juni ein großer preußiſcher Transport mit Belagerungsmaterial, Lebensmitteln und Geld von Laudon bei Domſtadtl aufgerieben wurde, mußte der König die Belagerung aufheben. Mit bewundernswerten Geſchick führte er ohne einen Mann Verluſt ſein Heer nach Böhmen, wohin ihm Daun folgte, der auch dort in unangreifbaren Stellungen dem Könige einen Angriff unmöglich machte.

Da kam neue Bedrängnis, die Ruſſen waren bis an die Oder vorgedrungen, die Schweden mußten im Zaum gehalten werden, es blieb nichts übrig, als ſich zunächſt wieder, wie das Jahr zuvor gegen den gefährlichſten Feind, damals die Franzoſen, jetzt die Ruſſen, zu wenden. Am 11. Auguſt trat der König von Landshut den Marſch auf Frankfurt an und vereinigte ſich, nachdem er wieder, wie einſt von Roßbach nach Leuthen, in 10 Märſchen 33 Meilen zurückgelegt hatte, am 21. Auguſt mit dem Dohnaſchen Heeresteil, der bisher den Ruſſen die Spitze geboten hatte, bei Gorgaſt. Am 23. überſchritt er die Oder, auch jetzt wieder entſchloſſen, „zu ſiegen oder zu ſterben, und wer nicht ebenſo denkt, ſoll nicht über die Oder gehen, ſondern ſich zu allen Teufeln ſcheeren".

Am 25. kam es bei Zorndorf zur Schlacht, einer der blutigſten der friderizianiſchen Kriege. Der Angriff ſollte wieder mit dem bei Leuthen bewährten ſchrägen Angriff, ſtaffelweiſe vom linken Flügel, mit einer „Attacke" von 8 Bataillonen, die diesmal, getreu der mitgeteilten Dispoſition von zwei Batterien von 20 und 40 ſchweren Geſchützen begleitet wurde, ſtattfinden. Wohl erſchütterte die Artillerie den Feind, aber ſie brach ſeine Kraft nicht,

und als die Infanterie zum Angriff schritt, fand sie schwere Arbeit. Wie bei Kolin ergaben sich eine Anzahl Reibungen, aber diesmal war es die Kavallerie, die in glänzender Weise unter Seydlitz überall eingriff, wo es not tat, und schließlich die schwere Blutarbeit vollendete. Nie vorher und nachher in der ruhmreichen preußischen Kriegsgeschichte hat die Kavallerie ähnliches geleistet. Hatte der König sie seit 17 Jahren auf diese Höhe der Leistungsfähigkeit durch seine Arbeit gebracht, so durfte er sich nun rühmen, einen Mann gefunden zu haben, der seine Gedanken in die Tat umzusetzen verstand: Seydlitz. Kolin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf, das sind die Etappen, auf dem Ruhmeswege dieses „Genius der preußischen Reiterei". Aber auch der größte Teil der Infanterie hatte sich wacker gehalten, in einem der bedenklichsten Augenblicke hatte der König selbst eine Fahne ergriffen und sie den märkischen Regimentern vorangetragen. Doch die letzte Stellung der Russen blieb trotz der größten Aufopferung unbezwungen und wurde erst am nächsten Tage, als die preußische Armee wieder zum Angriff antrat, von ihnen freiwillig geräumt. So waren die Preußen Herren des heiß umstrittenen Schlachtfeldes geworden. Über 11000 Mann hatte die preußische Armee von 36000 eingebüßt, also fast $^1/_3$ ihrer Stärke. Die Russen hatten von 42000 Mann die Hälfte auf der Wahlstatt gelassen. Am 31. August trat Fermor den Rückzug nach Landsberg an, und schon am 2. September marschierte der König wieder nach Sachsen gegen das österreichische Hauptheer ab, das inzwischen nichts unternommen hatte.

Wieder war Friedrich zur Schlacht entschlossen, „vorausgesetzt, daß die dicke Exzellenz von Kolin den Kragen hergiebt", aber Daun, der Meister der Stellungskunst, wußte sich so aufzustellen, daß Friedrich keinen Angriff wagen konnte, ja, von Lacy und Laudon gedrängt, entschloß er sich sogar selbst zu einer Tat, die ihm Friedrich niemals glaubte zutrauen zu dürfen.

In der Morgenfrühe des 14. Oktober, als die Dorfuhr von Hochkirch die fünfte Stunde verkündete, wurde das preußische Lager von mehreren Seiten überfallen. Sofort ist die preußische Infanterie auf den Beinen und geordnet. Um das Dorf Hochkirch entbrennt der erbittertste Kampf, bei dem der Feldmarschall Keith fällt, auch der tapfere Prinz Franz von Braunschweig stirbt hier den Heldentod, wie sein Bruder Albrecht einst bei Soor. Stundenlang hält der brave Major von Langen den Kirchhof gegen zehnfache Übermacht, die Kavallerie haut mit größter Tapferkeit ein. Der König ordnet selbst im stärksten Feuer überall die Linien und führt endlich, als alles vergeblich, in größter Ordnung im Angesicht eines siegreichen Feindes und in stolzer Haltung sein Heer in ein neues Lager. Mit gelassener Ruhe, ja selbst Heiterkeit wendet er sich zu den braven Kämpfern: „Kanoniers, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?“ „Der Teufel hat sie in der Nacht geholt.“ „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen.“ Er konnte sicher sein, daß seine ungebrochene Haltung dem Heer seine Fassung wiedergab. Aber wie es in seinem Innern aussah, erfahren wir aus den Aufzeichnungen seines Vorlesers de Catt, dem er wohl seine innersten Empfindungen in stiller Abendstunde mitteilte. Der Tod seiner Lieblingsschwester, den er kurz nach der Schlacht erfuhr, beugte ihn fast noch tiefer. „Die Menge unseres Unglückes stumpft schließlich die Empfindung ab, und ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einsinken, ohne daß ich es achten würde“, äußerte er unter vielem ähnlichen in diesen Tagen.

Wie wenig ihn aber der Tag von Hochkirch, der ihm von 40000 Mann wieder 9000 gekostet hatte, während sein Gegner von 70000 nur etwa 6000 verloren hatte, in seinen Entschlüssen zu beugen vermocht, zeigte er, als er sofort den Plan faßte, das belagerte Neiße zu entsetzen. Der fast doppelt so starke Sieger wagte es

nicht, ihn zu daran hindern, und bei seinem Herannahen zog das österreichische Belagerungsheer ab. Wieder war Schlesien frei vom Feinde, und der König konnte nach Sachsen zurückkehren, das bei seinem Nahen von den Österreichern geräumt wurde.

Auch die Schweden, die zur Zeit der Zorndorfer Schlacht bis gegen die Mark vorgedrungen waren, drängte Dohna nach Stralsund und Rügen zurück, die Russen gaben die Belagerung von Kolberg auf und bezogen Winterquartiere hinter der Weichsel. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hatte Ferdinand im Frühjahr den großen Kehraus gehalten und die Franzosen über den Rhein gejagt, sie am 23. Juni bei Krefeld geschlagen, mußte dann aber, da Soubise Hannover bedrohte, Anfang August über den Rhein zurückgehen und schließlich in Westfalen Winterquartiere beziehen, Soubise aber ging an den Main, die Franzosen hinter den Rhein zurück.

So war das Ergebnis dieses Feldzuges, daß trotz Österreichern, Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen sowohl Schlesien wie Sachsen, Pommern, die Mark, Hannover, Westfalen und Hessen vom Feinde geräumt waren, aber wieder waren zwei der tüchtigsten Führer gefallen, und die Reihen des Heeres furchtbar gelichtet. Der letzte Tag des Jahres brachte auch die Erneuerung des Bündnisses zwischen Österreich und Frankreich.

1759.

Immer mehr wurde es dem König zur Gewißheit, daß an eine Offensive, wie er sie noch zu Beginn des Kriegsjahres 1758 durch seinen Zug nach Mähren eingeleitet hatte, nicht mehr zu denken sei, jetzt blieb nichts als die Defensive, aber getreu seinen Grundsätzen war er entschlossen, auch diese offensiv zu führen. „Meine Lage ist derart, daß ich nur auf Defensive ausgehen kann, da ich den Feind von vier oder fünf Seiten habe", schrieb

er, aber er fügte auch hinzu, auf die taktische Offensive deutend: „Ich warte auf einen Augenblick, um das wenige Öl zu nutzen, das ich noch auf meiner Lampe habe". Bezeichnend für seine taktischen Auffassungen ist eine Denkschrift, die er bereits zu Ende 1758 für einige seiner Generale aufsetzte. Vor allem wird hierin wieder die große Defensivstärke der Österreicher hervorgehoben, die sie durch ihre verbesserte und vermehrte Artillerie erhalten haben. Dadurch verbietet sich die Einleitung der Schlacht durch die Kavallerie, wie er sie bisher betont hatte, sie soll vielmehr für die letzte Entscheidung aufgespart bleiben. „Man wird darauf abkommen müssen, den Feind stückweise zu vernichten." Nur wenn die Österreicher in die Ebene hinabstiegen, könne nach bisheriger Weise verfahren werden.

Große Schwierigkeiten machte bereits der Ersatz, und noch schwieriger war es, einen tüchtigen Offizierersatz zu finden. „Unsere Verluste und unsere Siege haben die Blüte unserer Infanterie dahingerafft, die diese Waffe früher so glänzend machte." Den besten Ersatz bot immer noch wieder das eigene Land, auch die seit 1757 von einzelnen Provinzen gestellte Landmiliz bewährte sich meist gut, auf mehr als 110000 Mann glaubte der König es aber nicht bringen zu können, und an Pferden fehlte zu Anfang des Jahres fast noch die Hälfte.

Der Gedanke, nicht durch Feuer, sondern durchs Bajonett den Feind zu werfen, den Friedrich vor dem Siebenjährigen Kriege so sorgsam gepflegt hatte, war nach der Koliner Schlacht schon aufgegeben. Das Pelotenfeuer war gänzlich fallen gelassen, dafür traten Bataillonssalven ein, die nun immermehr die Hauptfeuerart der Infanterie und in einer dem Pelotonfeuer nachgebildeten Art abgegeben wurden.

Einundzwanzig Generale hatten die drei Kriegsjahre bereits dahingerafft, wohl hatten Seydlitz und Zieten sich zu Reiterführern emporgeschwungen, für Armeeführung

aber kamen sie nicht in Frage. neue Talente hierfür hatte der Krieg nicht emporgebracht, auch das empfand der König schmerzlich, während drüben ein Laudon und Lacy sich hervorragend bemerkbar machten. „Meine Generale nehmen den Acheron im Galopp" — seufzte der König — „während die österreichischen Generale unsterblich scheinen."

Dem rastlosen Geiste des Königs wurde es schwer, sich aufs Abwarten zu verlegen. Bis Ende Juni blieb Daun unbeweglich in Böhmen. „Das sind die Folgen des Defensivkrieges" — klagt Friedrich um diese Zeit — „hier stehen wir wie die Hammels gegen einander, keiner will beißen." Man zögerte in Österreich, da man das Eingreifen der Russen wieder abwarten wollte. Als Daun Anfang Juli aus Böhmen an den Queiß rückte, hoffte Friedrich, daß es endlich zu einer Schlacht kommen werde — vergeblich, denn Daun verschanzte sich stark, da er annahm, der König werde es dann nicht wagen, an ihm vorüber zu marschieren, falls er sich, wie im Vorjahr gegen die Russen wenden wollte. Hier war an Fermors Stelle jetzt Ssaltikow getreten, der Mitte Juli von Posen aus mit 40000 Mann gegen die 27000 Preußen unter Dohna auf Züllichau vorging. Da Friedrich mit Dohnas zögerndem Verhalten aufs äußerste unzufrieden war, ernannte er Wedell zum Befehlshaber, mit der Vollmacht „was ein Diktator bei der Römer Zeiten vorstellete", da vier ältere Generale bei dieser Ernennung übersprungen waren. Er erhielt den Befehl, „den Feind nach meiner Manier zu attackieren". Wedell tat es und erlitt am 23. Juli bei Kay eine herbe Niederlage, die wieder 7000 Mann kostete.

Kein Wort des Tadels traf den geschlagenen General, ebenso wenig wie einst Lehwaldt nach Großjägersdorf, aber sofort entschloß sich der König, selbst den Russen entgegenzugehen, und brach am 30. Juli mit 21 Bataillonen und 31 Schwadronen von Sagan zur Oder auf. Auf dem beschwerlichen Marsche dorthin erhielt er die frohe

Nachricht von dem am 1. Auguſt erfochtenen Siege des Herzogs Ferdinand über die Franzoſen bei Minden, wodurch dieſer den am 13. April bei Bergen bei Frankfurt erlittenen Mißerfolg wett gemacht hatte. Wieder waren es „terrible" Märſche durch den märkiſchen Sand bei glühender Sommerhitze. Mit rund 50000 Mann überſchritt der König in der Nacht zum 11. Auguſt die Oder bei Ötſcher, nicht weit von Frankfurt.

Inzwiſchen waren zu den rund 50000 Mann ſtarken Ruſſen 20000 Öſterreicher unter Laudon geſtoßen. Sie hatten eine Stellung hinter Kunersdorf inne, die ſie durch Feldwerke ſtark befeſtigt hatten. Der König beabſichtigte mit dem rechten Flügel anzugreifen, aber das Gelände erſchwerte durch Seen und Sümpfe den Angriff am 12. Auguſt aufs äußerſte. Trotzdem glückte der Angriff der „Attacke" mit Feuer und Bajonett auf die vorgeſchobene ruſſiſche Stellung. Aber die ruſſiſche Hauptſtellung bot weit größere Schwierigkeiten. An ihr verbluteten die preußiſchen Bataillone. Wohl griff auch die Reiterei wieder tapfer ein. Aber es waltete ein Unſtern über ihr, erſt wurde ihr Führer Prinz von Württemberg, dann Seydlitz ſelbſt verwundet. Der König entſchloß ſich, den zurückgehaltenen linken Flügel ganz einzuſetzen, obwohl ſeine Generale der Meinung waren, die Ruſſen würden ebenſo wie bei Zorndorf nach den gehabten Verluſten abziehen. Siebenmal wiederholten die 20 Bataillone des linken Flügels ihren Angriff, immer ſtießen ſie auf friſche Truppen dabei. Der König ſelbſt ergriff wieder wie bei Zorndorf eine Fahne des Regiments Prinz Heinrich ſeinen Begleitern zurufend: „Wir müſſen hier alles verſuchen, und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun". Wäre eine ſtarke Kavallerie zur Stelle geweſen, möglich, daß die Schlacht eine andere Wendung genommen. So waren alle Anſtrengungen vergeblich. Wieder verließ der König als einer der letzten das blutige Schlachtfeld, „Kann mich denn keine ver-

wünschte Kugel heute treffen?" für sich sprechend. Kosaken sprengen heran, der Rittmeister v. Prittwitz mit einer Bedeckung Leibhusaren haut ihn heraus.

Trotz der furchtbaren Verwirrung stand das Heer am nächsten Mittag wieder leidlich geordnet da und konnte am Nachmittag seinen Rückzug über die Oder antreten. Eine kurze Mitteilung des Königs an Finckenstein schloß mit den Worten: „Ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer". Nach dem Übermaß körperlicher und geistiger Anstrengungen der letzten Wochen, den seelischen Eindrücken des furchtbaren Schlachttages war der König in völlige Apathie versunken, aber nur kurze Zeit dauert dieser Zustand, dann gewinnt er sofort die volle Herrschaft wieder über sich, sein ehernes Pflichtgefühl hebt ihn wieder über alle Schranken menschlicher Schwäche.

Obwohl er die volle Hälfte seines Heeres verloren hat, und fast alle seine Generale verwundet sind, faßt er sofort den Entschluß, falls Daun zur Vereinigung mit den Russen heranziehen sollte, diese noch einmal anzugreifen. Aber nun erfolgt ein „Mirakel des Hauses Brandenburg" — wie der König an den Prinzen Heinrich am 1. September schreibt — „in der Zeit da der Feind durch den Entschluß zu einer zweiten Schlacht den Krieg beendigen konnte, ist er abmarschiert". Uneinigkeit zwischen den russischen und österreichischen Führern hatte dies zuwege gebracht. Die Russen glaubten mit zwei Siegen genügend getan zu haben, jetzt sei Daun auch an der Reihe, seine Haut zu Markte zu tragen.

Aber noch sah sich der König „umringt von Klippen und Abgründen". Gegen die Schweden mußte Manteuffel mit Verstärkung abgehen. Dresden kapitulierte am 4. September. Dafür operierte Prinz Heinrich mit großen Geschick gegen Daun und wendete sich dann an die Elbe nach Torgau. Ende Oktober zogen die Russen

zur Weichsel ab, jetzt galt es, den Feind wieder aus Sachsen zu treiben. Durch Gicht an der Hand geplagt, am linken Bein völlig gelähmt, mußte der König unter Fieberschauern das Bett hüten, aber schon am 7. November folgte er als „lahmer Krüppel" dem nach Sachsen vorausgesandten Heeresteil. Er schrieb dem Bruder, daß er „auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht hinfliegen werde", aber er werde nur „ein Skelett angefüllt mit gutem Willen sehen", und nur „der Geist wird den siechen und schwachen Leib gehen heißen". Am 13. November übernahm er den Befehl in Meißen. Er war entschlossen, Daun aus Sachsen hinauszuwerfen, aber der gegen die Flanke entsandte General Finck unterlag, überrascht und umstellt, einem Angriff Dauns und kapitulierte bei Maxen am 21. November mit fast 15000 Mann. Der König war außer sich, vor allem, daß die Ehre der preußischen Armee dadurch aufs schlimmste geschädigt, denn „Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Corps das Gewehr vor seinem Feinde niedergeleget."

Jetzt fordert der König sogar Verstärkung vom Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der ihm auch 13 Bataillone und 19 Schwadronen unter seinem Neffen, dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der sich bereits durch hohe persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hatte, sandte. Wie sehr das Beispiel des Königs auf alle Prinzen wirkte, zeigte sich auch hier bei diesem jungen Fürstensohn, den seine Mutter, die Schwester Friedrichs, mit den Worten in den Krieg gesandt hatte: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu treten, wenn Ihr nicht Taten vollbracht habt, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind". Aber Daun blieb in seiner stark befestigten Stellung bei Dippoldiswalde, die Friedrich nicht anzugreifen vermochte, und so mußte das preußische Heer hier den Winter durch fast in voller Kriegsbereitschaft zubringen.

1760.

Über wenig mehr als 100000 Mann konnte Friedrich während des Winters sein Heer für das neue Kriegsjahr bringen. Aber dafür sollte doch das Urteil des Königs über den mangelhaften inneren Wert seiner Truppen sich als zu ungünstig erweisen, und es nötigte ihm hohe Anerkennung ab, als sich in Oberschlesien während des Winters ein pommersches Musketierregiment mit großer Bravour durch weit überlegene österreichische Kavalleriemassen unter Laudon durchschlug. Das war wieder im Gegensatz zu dem Vorfall bei Maxen „die alte preußische Art, sich auch gegen einen überlegenen Feind mit Succeß zu defendieren".

Dem Könige hatte der Winter keine Erholung gebracht, er fühlte sich „sehr ermattet", als er Ende April im Lager bei Meißen, das er scherzend als „Porzellanlager" wegen der Nähe der berühmten Porzellanfabrik bezeichnete, eintraf. „Der Krieg darf einen alten Kopf voll Erfahrung in Verbindung mit einem jungen kräftigen Körper verlangen", setzte er hinzu. Aber zugleich eröffnete er seinen Führern, „daß er in diesem Jahre mehr als gewöhnlich genötigt sein werde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einem Treffen zu nötigen". Die Truppen sollten „die dabei zu erwartenden Beschwerden mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen und sich bei allen Gefechten des preußischen Namens würdig zeigen".

Die Absicht des Königs, die Österreicher in Sachsen anzugreifen, konnte nicht zur Ausführung gelangen, da sie sich dem entzogen. Als der König am 19. Juni gegen ihre Stellung anmarschierte, räumten sie dieselbe, und dann folgt ein Schlesien ein neuer Schlag. Fouques Korps von 10000 Mann wurde bei Landshut am 23. Juni fast ganz zertrümmert, aber die preußische Ehre war dabei gerettet, der tapfere Führer war bis zuletzt kämpfend mit schweren Wunden in österreichische Ge-

fangenſchaft gefallen. „Vor ſolchem Heldenmut ſchweigt jede Kritik“ hat ein neuerer Beurteiler ſchön geſagt, und ſo feierte der König ſelbſt ſpäter Fouqué als preußiſchen Leonidas. Auch die Belagerung Dresdens mißlang. So häufte ſich auch jetzt wieder das Mißgeſchick, nur Prinz Heinrich wußte wieder mit unleugbarem Geſchick zwiſchen Ruſſen und Öſterreichern zu operieren, auch Breslau hielt ſich tapfer. Anfang Auguſt rückte der König ſelbſt nach Schleſien ab, am 9. Auguſt ſtand alles bei Liegnitz vereinigt. Gegenüber lag das öſterreichiſche Heer unter Daun, der faſt zugleich mit dem Könige aus Sachſen dorthin gezogen war.

In der Frühe des 15. Auguſt ſollte Friedrich von drei Seiten zugleich angegriffen werden. Im Abmarſch begriffen, ſieht er ſich plötzlich angefallen. Aber nun zeigt ſich wieder ſein Feldherrntalent in vollem Lichte. Schnell iſt der Aufmarſch, wo es not tut, hergeſtellt, er ſelbſt leitet den Angriff nach einer, Zieten nach der andern Seite. Wieder wetteifern Führer und Truppen miteinander in ihren Leiſtungen von Selbſtändigkeit und Tapferkeit wie einſt bei Leuthen, und wie einſt Leuthen ſtürmte auch hier wieder der Oberſtleutnant von Möllendorf mit dem 3. Bataillon Garde das Dorf Panten. In kaum zwei Stunden war ein Sieg erfochten, wie ihn die Preußen ſeit Roßbach und Leuthen nicht geſehen. Der König hatte ſich überzeugen dürfen, „daß er noch ſeine alte tapfere Infanterie in der Armee habe“; als er einen alten Krieger des Regiments Alt-Anhalt lobend anſprach, antwortete dieſer: „Wie ſollten wir nicht? Wir kämpfen für die Religion, für Euch, für das Vaterland!“ Friedrich ſelbſt verglich den Erfolg des Tages mit Roßbach, dem preußiſchen Verluſt von 3500 Mann ſtand ein öſterreichiſcher von 10000 gegenüber. Dem engliſchen Geſandten Mitchell erklärte er noch auf dem Schlachtfelde, dieſen Sieg verdanke er allein der Tapferkeit ſeiner Truppen.

Wieder brachte der taktiſche Sieg die Entſcheidung

des Feldzuges. Auf die Nachricht von den österreichischen Niederlagen gingen die Russen alsbald zurück, und drei Tage nach der Schlacht schrieb der Franzose Montazet aus Dauns Lager nach Hause: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat, alles das kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt unser Geist auch immer derselbe".

Einer neuen Entscheidung, die Friedrich gegen Daun in Schlesien suchte, wich dieser aus, statt dessen rückten Ende September von der Oder 23000 Russen unter Totleben und 68000 Österreicher unter Lacy aus den schlesischen Bergen zu gemeinsamem Handstreich auf Berlin, wo sie am 3. Oktober erschienen. Erst nach sechs Tagen ergab sich Berlin den 40000 Feinden, die nun besonders in der Umgegend arg hausten. Schon nach vier Tagen waren aber auf den Ruf, der König komme, die Feinde wieder verschwunden. Der König, von Waldenburg am 7. Oktober aufbrechend, zog, da bei seinem Nahen Berlin seiner Hilfe nicht mehr bedurfte, nach der Elbe, Daun hinter ihm her. Am 26. Oktober vereinigte sich Friedrich mit dem Hülsenschen Korps am Zusammenfluß der Elbe und Mulde bei Roßlau, während Daun und Lacy am 22. bei Torgau sich vereinigt hatten. Nun wollte der König hier wieder die Entscheidungsschlacht schlagen. Sie sollte ihm werden.

Am 30. Oktober gelangt das preußische Heer nach Eilenburg. Man erfährt, als man am 2. bei Schildau anlangt, daß der Gegner auf den Süptitzer Höhen bei Torgau steht.

Um 7 Uhr morgens am 3. November brach das preußische Heer auf. Der König beschloß ein Manöver von äußerster Kühnheit, einen Angriff auf Front und Rücken der feindlichen Stellung. Er selbst führte die

Umgehungskolonne. Zieten hatte den andern Angriff zu führen. Erſt um 2 Uhr mittags bei ſtarkem Schneegeſtöber vermochte der König den Angriff zu beginnen, der trotz aller Tapferkeit der braven Infanterie lange ſchwankte, den König ſelbſt traf eine Kartätſchkugel, die ihn einem Augenblick das Bewußtſein raubte, deren Kraft aber durch die Kleider geſchwächt war. Der letzte Angriff mit neu zuſammengerafften Bataillonen führte auf die Höhen. Auch Zietens Angriff gelang ſchließlich nach manchen Fährniſſen, und im Dunkel des Abends trafen auf den Süptitzer Höhen beide Heeresabteilungen zuſammen, ſich an den Klängen der preußiſchen Märſche erkennend. Aber der Sieg war teuer erkauft, die Infanterie hatte mit 16000 Mann den Löwenanteil des Geſamtverluſtes von 17000 getragen.

In der Tat hatte der Sieg von Torgau auch Frankreich wankend gemacht, und Maria Thereſia erklärte ſich zu einem Vergleich bereit; im Juli 1761 ſollten die Verhandlungen auf einem Kongreß beginnen.

1761.

Etwas größere Erholung brachte dieſer Winter dem Könige als der vergangene, aber wie war er trotz ſeiner neunundvierzig Jahre gealtert. Er ſelbſt ſchildert ſich ſeiner mütterlichen Freundin, der Gräfin Camas, gegenüber jetzt: „Dies ganze Treiben hat mich ſo alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite iſt mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Geſicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrockes, mein Rücken iſt gekrümmt wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeſchlagen wie ein Trappiſtenmönch“. Einſt hatte er ſich ſelbſt „das glücklichſte Menſchenkind in ſeinen Staaten“ genannt. Nun hatten fünf Kriegsjahre mit ihren immer aufs neue nagenden Sorgen um das Schickſal des Staates genügt, aus dem „niedlichſten

Menschenkind im ganzen Königreiche", wie ihn einst ein Fremder nannte, das Bild des „alten Fritz" geschaffen, wie es im Herzen des Volkes und Heeres als des Helden des Siebenjährigen Krieges fortleben sollte.

Besser als im vergangenen Winter war auch die Ergänzung gegangen. Ende März standen wieder über 100000 Mann im Felde. Fleißig wurde exerziert, „damit die Kerls auf das Frühjahr nicht so Bauers sind". Die Ergänzung des Offizierkorps hatte größere Schwierigkeiten. Die Offiziere der Freitruppen, viele darunter zweifelhafte Elemente, die um acht Bataillone und zehn Schwadronen vermehrt wurden, nahm man nur auf die Kriegsdauer an. Von den eingestellten Kadetten hatte mancher, wie der bekannte Archenholtz, erst das vierzehnte Lebensjahr erreicht, aber es lebte doch, genährt von den Großtaten des Heeres, ein stolzer Mut in diesen Knaben nnd Jünglingen, von denen einer der jüngsten dem Könige auf seine Anrede: „Er ist noch sehr jung, sind Seine Ohren schon trocken", unverzagt antwortete: „Ich bin jung, Majestät, aber mein Mut ist alt." Des Königs Beispiel hatte Helden erzogen. Bei Hochkirch hielt im dichtesten Kugelregen der Leutnant von Hertzberg einem Kameraden seine Schnupftabaksdose scherzend mit den Worten hin: „Nehmen Sie eine Prise Contenance", als ihn eine Kugel durchbohrte, und solcher Beispiele gab es viele.

Der König zog am 4. Mai von der Elbe nach Schlesien, wo er über 60000 Mann verfügte und bis zum 6. Juli Laudon, der sich aus dem Gebirge nicht rührte, bei Schweidnitz gegenüber stehen blieb. Jetzt tritt auch bei Friedrich in seinen Absichten, wie sie aus seinem Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich hervorgehen, größere Vorsicht zutage. Er glaubt nicht, daß die Schlachtentscheidung ganz zu „vermeiden" sein wird, aber als ihm Prinz Heinrich noch größere Vorsicht anempfiehlt, da schreibt er doch wieder in altem Schlachten-

mut seine Überzeugung: „Ich kenne nicht die Kunst, viele Feinde sich vom Halse zu schaffen, ohne sich von dem einen mit Gewalt loszumachen, und die welche es zu irgend einer Entscheidung nicht kommen lassen wollen, haben das Geschick des Herzogs von Cumberland oder Herzogs von Bevern. Ich kenne alle Gefahren der Schlachten, trotzdem können Sie versichert sein, daß ich dem Feinde nie erlauben werde, nach Gefallen mit mir zu verfahren, sondern daß ich im Gegenteil ihn aufsuchen werde, wo ich ihn finde".

Aber Laudon, der Ende Juli durch Oberschlesien ziehend sich mit den Russen vereinigen wollte, wich dem Schlage aus, als der König ihm entgegenzog in seine Berge zurückgehend, besser glückte es ihm dann in Niederschlesien, so daß hier gegen Ende August zum ersten Male die seit Jahren vergeblich erstrebte Vereinigung des russischen und österreichischen Hauptheeres stattfand. Friedrich nahm mit seinen 55000 Mann angesichts der 130000 seiner Gegner das ihm schon wohlbekannte Lager auf den Höhen von Bunzelwitz bei Schweidnitz ein. Er hoffte hier dringend auf einen Angriff seiner Gegner, den er dann durch einen Gegenstoß in eine Niederlage zu verwandeln rechnete. Hier war es, wo er an der gefährdetsten Stelle der Stellung inmitten seiner Soldaten auf einem Bunde Stroh die Nächte zubrachte, so alle ihre Strapazen mit ihnen teilend. Wieder sollte es nicht zu der gehofften Entscheidung kommen. Aufs neue brach Uneinigkeit zwischen den Verbündeten aus, und am 9. September zogen die Russen wieder ab.

So hatte der Feldzug dieses Jahres ohne Entscheidung der Waffen geendet, aber doch waren Friedrichs Streitkräfte im Felde auf 60000 Mann zusammengeschmolzen, und in grimmigem Humor verglich er sich mit dem Musiker, den man fragte, ob er auf einer Geige mit drei Saiten spielen könne. „Er spielte so gut es ging. Darauf zerriß man ihm noch eine. Er spielte,

aber weniger gut. Nun zerriß man ihm die beiden letzten Saiten und wollte, daß er seinem Instrument noch Töne entlockte."

1762.

Das siebente Kriegsjahr begann mit einem Hoffnungsschimmer. Am 5. Januar starb Elisabeth von Rußland, und ihr Neffe Peter III., Friedrichs glühender Verehrer, bestieg den Thron. Am 5. Mai wurde der Friede mit Rußland unterzeichnet, aber zu gleicher Zeit zerriß das alte Bündnis mit England. Außer auf ein Zusammenwirken mit den Russen glaubte der König in diesem Jahr auf einen Einfall der Türken und Tataren in Österreich rechnen zu können, die ihm schon seit Jahren ihre Hilfe zugesagt hatten. Noch einmal erhoben sich sofort seine Pläne zur alten Höhe einer Offensive nach Mähren hinein, um so den Krieg glänzend zu beschließen. Zunächst gedachte er die Ankunft der Russen abzuwarten. Er nahm Daun gegenüber sein altes Lager bei Bunzelwitz ein, aber schon am 31. Juli erfuhr er den Tod des unglücklichen Zaren, der einer Bluttat schon am 17. zum Opfer gefallen war. Tschernitscheff, der russische Befehlshaber, versprach noch vier Tage stehen zu bleiben, bis Friedrich den gerade jetzt geplanten Schlag gegen Daun ausgeführt habe. Am 21. Juli stürmten die preußischen Truppen mit größter Bravour die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf. Der Sieg kostete den Preußen nur 1600 Mann, den Österreichern gegen 3000, und außerdem 7000 Überläufer. Nun konnte die Belagerung von Schweidnitz beginnen, das sich aber erst am 9. Oktober ergab.

Auf dem sächsischen Kriegsschauplatz schloß Prinz Heinrich seine kluge und vorsichtige Operation mit einem Waffenerfolg, dem ersten und einzigen Sieg, den er in der Feldschlacht davongetragen, bei Freiberg am 29. Oktober, gegen das durch österreichische Kräfte verstärkte

Reichsheer. Auch hier machte Seydlitz mit seinen Reitern noch einmal den Kehraus.

Zum ersten Male schloß sich diesmal an das Beziehen der Winterquartiere mit den Österreichern eine Waffenpause, die Einleitung zum Frieden von Hubertusburg, der am 15. Februar 1763 dem Siebenjährigen Ringen ein Ende machte.

Was Friedrich selbst einst für unmöglich gehalten, er hatte es erreicht. Von der kühnsten Offensive, mit der er begonnen, hatte er mit der Defensive geendet, aber bis zuletzt auch diese „im Gewande der Offensive" führend. Von ihm hatte einst der Lord Chesterfield gesagt, daß das stolze Wort von ihm gelte „nec pluribus impar".

Jahr für Jahr hatte er die furchtbare Last des Krieges getragen, immer einsamer war es um ihn geworden. Unverstanden, ja giftig geschmäht von seinen Nächsten, war er weitergeschritten, nur in sich selbst die Kraft zum Ausharren findend. War er nun der auch im Feindesland gepriesene Held, der vergötterte Liebling seines Heeres geworden, so ging doch die Freude am eigenen Kriegsruhm an ihm vorüber, er konnte dessen nicht mehr froh werden. Eine stolze Menschenverachtung hatte sich seiner immer mehr bemächtigt, um sein einst so leicht aufwallendes Herz hatte sich eine eisige Rinde gelegt, tief gealtert kehrte er in die Hauptstadt zurück, nur das große Auge hatte seinen strahlenden Glanz nicht verloren, auch die Stimme nahm oft noch ihren alten einschmeichelnden Klang wieder an. Tief verachtete er die lockenden Kränze des Ruhmes jetzt, nach denen er einst im Feuer der Jugend die Hand ausgestreckt hatte, nur eins war ihm geblieben, das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, und wie er dies in den sieben Jahren des Kampfes nach Siegen und Niederlagen vor den Augen seines Heeres bewährt, wie er jede Gefahr, jede Anstrengung und Entbehrung mit dem geringsten Musketier im Kugelregen, auf endlosen Märschen und den Lagern der Nächte ge-

teilt hatte, so ist dies Vorbild auch das köstlichste Erbteil, was dem preußischen Heere aus dem Kämpfen, Siegen wie Niederlagen, dieser Jahre geblieben ist.

7. Nach dem Kriege.

Mußte Friedrich nach dem Friedensschluß sich an die „Riesenarbeit" der Wiederherstellung des tief zerrütteten Wohlstandes machen, so ging auch das Heer bei dieser Arbeit nicht leer aus.

In erster Linie galt es das durch Einstellung zweifelhafter Elemente während des Krieges nicht mehr auf der alten Höhe stehende Offizierkorps wieder aus einem Gusse zu gestalten. War doch der „Ehrenmann in der silbernen Feldbinde von 1760 längst nicht mehr der Offizier von 1741 und 1742", wie ein Zeitgenosse klagt. Zunächst traf der König eine bedeutungsvolle Neuerung, indem er das Heer provinzweise in eine Anzahl Inspektionen, nach Waffen, einteilte. Nur die Artillerie blieb aus dieser Gliederung fort. Die Inspekteure, zu denen der König zu großem Mißvergnügen älterer Generale oft jüngere ernannte, sollten ihm für die Ausbildung, Zucht und Ordnung verantwortlich sein und hatten daher auch Vorschläge für Auszeichnungen und Avancement einzureichen. So wurde diese Einrichtung der Vorläufer unserer späteren Generalkommandos.

Hatte schon diese Einrichtung besonders bei vielen Generalen übles Blut gemacht, so verbitterte eine andere die niederen Offiziere. Friedrich hob nämlich die alte Form der Kompagniewirtschaft auf, wonach der Kompagniechef für Werbung und Zustand seiner Kompagnie verantwortlich war, dafür aber auch deren Einkünfte bezog. Von nun an wurde die Werbung zentralisiert, und der Vorteil, den früher der Kompagniechef aus

der Löhnung der Beurlaubten gezogen hatte, fiel fort, indem er der Staatskasse zu gute kam. Einst war die Kompagnie die Hoffnung jedes Offiziers nach langer Dienstzeit gewesen, das war nicht mehr, und was die Einrichtung noch verletzender machte, war der Umstand, daß viele verdiente Regimenter die alte Wirtschaft weiterführen durften.

Was den Ersatz des Offizierkorps betraf, so hielt Friedrich nach wie vor daran fest, daß es sich eigentlich nur aus dem Adel zu ergänzen habe. Er hatte seinem Adel gelehrt, daß es die höchste Ehre sei, für seinen König auf dem Schlachtfelde zu sterben, und für immerdar wird es ein Ruhmesblatt des minder begüterten preußischen Adels sein, daß Hunderte seiner Söhne willig ihr Blut für ihren König hingegeben und seine Schlachten geschlagen haben, aber er genügte nicht mehr, um das steigende Bedürfnis zu decken, seit Friedrich die während des Krieges zahlreich eingetretenen Bürgerlichen, wenn sie sonst tüchtig waren, zu den Garnisonregimentern versetzte, während er die zweifelhaften Elemente darunter ganz beseitigte. Die Brücke zur Heranziehung der Intelligenz des gebildeten Bürgerstandes für sein Offizierkorps wußte er noch nicht zu finden. Sie mußte einer späteren Zeit mit ihren Umwälzungen aller Staats- und Gesellschaftsverhältnisse vorbehalten bleiben. In ausführlichen Instruktionen wird aber bereits bald nach dem Hubertusburger Frieden unter dem 11. Mai 1763 den Regimentskommandeuren in eingehender Instruktion die Erziehung ihres Offizierkorps ans Herz gelegt.

Wenn nach dem Kriege über die Zunahme des mechanischen Exerzierens geklagt wird, so trifft den König hieran nicht die Schuld. Er wies wohl nach wie vor auf die Erhaltung der Disziplin und Beweglichkeit hin, aber die Befehlshaber selbst suchten nun dies auf ihre Weise, oft hinter dem Rücken des Königs und ohne daß es jemand erfahren durfte, durch allerhand übertriebene

Exerzierkünste zu erreichen; dem König blieben die berühmten Saldernschen Exerzierkünste fremd. Ihm waren diese Meister in Äußerlichkeiten die „Stiefelettenmajors". Nach wie vor rühmen die Augenzeugen seiner Revuen die Leichtigkeit seiner Bewegungen bei den großen Übungen wie einst in den Jahren der Schulung vor dem großen Kriege.

Auch jetzt war der König ebenso eifrig bemüht, seine Gedanken und Erfahrungen seinem Heere nutzbar zu machen, indem er sie schriftlich niederlegte. Gerade wie einst schrieb er zunächst die Geschichte seines Krieges, um sich die Tatsachen wieder klar vor Augen zu führen, und schon hier hebt er wieder die Notwendigkeit, entscheidende Schläge zu führen, ebenso wie in den Generalprinzipien hervor. In seinem großen militärischen Testament von 1768 faßt er noch einmal alles zusammen, was er für die Zukunft seines Heeres notwendig hält. Aber die furchtbaren Erfahrungen, auch die Niederlagen sind nicht spurlos vorübergegangen. Insbesondere kehrt immer der Hinweis auf die gesteigerte Artilleriewirkung hervor, die ihm aus den starken Stellungen der Österreicher seine Infanterie niedergemacht hatte. So gibt er schon in einer ausführlichen Instruktion für die Artillerie vom 3. Mai 1768 an, wie man mit seiner eigenen Artillerie dem begegnen müsse.

Zum ersten Male findet sich hier eine Einteilung von einer Anzahl schwerer Geschütze in Batterien, wodurch er die Beweglichkeit erhöht und die Feuerleitung erleichtert. Weiter tritt bereits der Gedanke der Massenverwendung der Artillerie durch Zusammenfassen einer Anzahl Batterien hervor, auch sieht er die Bildung einer Artillerieresерve vor, etwa im Sinne unserer früheren Korpsartillerie. Um früh zur Wirkung kommen zu können, werden auf dem Marsche bereits hinter die vordersten Bataillone Batterien eingefügt, es werden ihnen eine Anzahl Munitionswagen zugeteilt, die ihnen ins

Gefecht zu folgen haben und seitwärts rückwärts der Geschütze Aufstellung finden. Auch für die Verwendung der Artillerie in Verteidigungsstellungen enthält diese Instruktion bereits eingehende Weisungen über vorteilhafte Geländebenutzung, Etagenfeuer, Festlegen und Bezeichnen von Entfernungen, Flankierung, Bestreichung toter Winkel, die noch heute Geltung haben. Endlich werden bereits eingehende Grundsätze über Verwendung der reitenden Artillerie aufgestellt, die sich zum Teil mit unserer heutigen noch decken.

Im Jahre 1770 entstanden die „Grundsätze der Lagerkunst und Taktik", 1775 „Reflexionen über Feldzugspläne", und 1777 weist Friedrich bereits in einem Exposé du gouvernement prussien auf den engen Zusammenhang zwischen Kriegführung und Politik hin. Wenn er hier sagt: „Der Krieg wird nur geführt, um den Feind so schnell wie möglich zu einem uns vorteilhaften Frieden zu zwingen," so ist dies nichts anders als was nach ihm Clausewitz in den Worten ausspricht: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln." Daß er im Grunde immer noch an den großen, auf schnelle Entscheidung gerichteten Plänen festhält, zeigt er an dem Plane gegen Frankreich, wo er sich nicht mit Belagerung der Grenzfestungen aufhalten, sondern auf die Hauptstadt als Herz des Landes vordringen will. „Die großen Feldzugspläne gelingen nicht alle, aber es kommt mehr dabei heraus, als bei den kleinen Entwürfen, wo man sich mit der Wegnahme eines Nestes an der Grenze begnügt." Gleichwohl kann es vorkommen, wie er in seinem militärischen Testament und in den „Reflexionen" betont, daß man sich darauf beschränken muß, viele kleine Erfolge zu erringen, da „ihre Summe große ergibt". Aber immer will er, wenn er über eine überlegene Macht verfügt, doch wieder mit einer großen Offensive den Krieg eröffnen.

Getreu diesem Grundsatze beabsichtigt er, auch in

dem bayrischen Erbfolgekriege wie 1758 die Offensive nach Mähren, während Prinz Heinrich nach Böhmen rücken soll. Er mußte hiervon erst Abstand nehmen, als der Gegner seine Hauptkräfte im nordöstlichen Böhmen zusammenzog und von dort Schlesien und die Lausitz mit einem Einfall bedrohte. Dem Feinde nun hier entgegenrückend sucht er auch jetzt die Schlacht, aber der Gegner hat den ganzen oberen Lauf der Elbe durch Feldbefestigungen in eine Festung verwandelt. Noch einmal faßt er den Gedanken, doch nach Mähren zu gehen, und nimmt erst davon Abstand, als das Vorgehen des Prinzen Heinrich, das zuerst die besten Erfolge verspricht, an der Isar zum Stehen kommt. Mangel an Verpflegung bringt dieselbe Wirkung hervor wie einst 1744, es wird ein „Kartoffelkrieg", und schließlich muß der König ebenso wie einst vor vierunddreißig Jahren nach Schlesien zurückkehren.

Ähnlich wie einst vor dem Siebenjährigen Kriege hatte er auch vor diesem Feldzuge unter dem 5. Februar 1778 eine Instruktion für die Kommandeure der Regimenter und Bataillons und am 14. April eine solche für die Kommandeure der Kürassier-, Dragoner- und Husarenregimenter erlassen, worin er das wichtigste für Marsch, Lager und Gefecht zusammenfaßt. Unteroffizieren, „die sich distinguieren", wird die Beförderung zum Offizier und das Adelspatent in Aussicht gestellt. In taktischer Beziehung werden die Bataillonssalven, darauf der Bajonettangriff empfohlen, unter Umständen bei Angriffen auf Höhen, wo also tote Winkel vorhanden sein können, nur letzteres und erst oben das Feuer. Bei der Kavallerie wird auf das Verhalten der Kavallerie bei Hohenfriedeberg besonders hingewiesen.

Auf Fehler, die die Kavallerie im bayrischen Erbfolgekriege gemacht, weist wieder die Instruktion an die Inspekteurs der Kavallerie vom 20. Juli 1779 hin. Insbesondere wird hier das Schwinden des „wirklichen Husaren-

dienſtes“ beklagt, und es werden diejenigen Regimenter genannt, die ſich hierin und in anderem hervorgetan haben. In gleicher Weiſe werden die Inſpekteurs der Infanterie am 6. April 1780 auf vorgekommene Fehler hingewieſen, die aber auch größtenteils ſich auf Marſch, Unterkunft, Verpflegung, Sicherung ſich beziehen. Eine weitere Inſtruktion an dieſelben vom 28. Juli 1782 verlangt wiſſenſchaftliche Beſchäftigung der Offiziere, vor allem mit der Kriegsgeſchichte, dann aber ſoll ſich jeder bereits mit den ihm in höheren Stellungen als ſeine eigene zukommenden Obliegenheiten beſchäftigen, damit er ſie ausfüllen kann, wenn er im Kriege dazu berufen iſt, ein Grundſatz, der ſeitdem ſtets in der preußiſchen Armee feſtgehalten iſt. Die Inſpekteurs ſollen den König auf befähigte Offiziere beſonders aufmerkſam machen. Ähnlich ſpricht ſich die Inſtruktion für die Kavallerie vom 5. Auguſt 1781 aus: „Wenn wir nicht die Jugend abrichten, ſo kommt das Werk ins Stocken, und man kann durch die Nachläſſigkeit den Ruhm verlieren, den ſie bis dato mit Recht erhalten haben.“ Hier betritt der König zum erſtenmal recht eigentlich das Feld, das nach ihm dem preußiſchen Offizierkorps ſeinen Vorrang vor vielen andern gegeben hat. Die erſten Anfänge eines Generalſtabes mit der Heranbildung ſeines Generalquartiermeiſterſtabes fallen ebenfalls in dieſe Zeit, nachdem der König ſchon während des Krieges verſucht hatte, einzelne Offiziere ſich dazu heranzubilden. Vor allem handelte es ſich hierbei noch um die Technik des Marſch-, Lager- und Sicherheitsdienſtes.

Für die Verteidigung von Feſtungen gab der König am 14. November 1781 eingehende Weiſungen an den Kommandanten von Schweidnitz, die das näher ausführen, was er dieſem vor Ausbruch des Krieges 1778 vorgeſchrieben hatte und die ſeine genaue Kenntnis der auch hierbei in Frage kommenden Verhältniſſe zeigt.

Hatte ſich ſchon im Siebenjährigen Kriege die Notwendigkeit gezeigt, gegenüber den Kroaten und Panduren

die eigene leichte Infanterie zu vermehren, so entwickelten sich später aus den Freibataillonen Freiregimenter. Früher nur für den kleinen Krieg bestimmt, für den Tag der Schlacht aber zurückgestellt, sollten sie nun auch zum Angriff, zwar nicht im freien Felde, aber in Stellungen verwendet werden. Eine bereits nach der Koliner Schlacht gegebene Instruktion will vor den eigentlichen Angriffstruppen die „Freibataillons oder andere schlechte Truppen" vorausgehen lassen, die als geopfert angesehen werden sollten. Damals galten sie noch als „excreables Geschmeiß". Schon das militärische Testament von 1768 schreibt in dieser Beziehung weitergehend vor, daß sie hierbei „à la débandade et tiraillant" verwendet werden sollten, um das Feuer des Gegners auf sich zu ziehen, damit die angreifenden Truppen in besserer Ordnung vorrücken können. Ganz ebenso sprechen sich noch die „Grundsätze der Lagerkunst und Taktik" von 1770 aus. Noch kurz vor des Königs Tode wurde die Errichtung von drei Freiregimentern durchgeführt, für die er schon am 5. Dezember 1783 eine Instruktion erließ, die die ersten Anfänge eines zerstreuten Gefechtes, wenn auch nur für diese Truppen, behandelt. Auch die Verwendung der Fußjäger, die noch 1786 von sechs auf zehn Kompagnien erhöht wurden, bei den Potsdamer Manövern, fußt auf demselben Gedanken. So sehen wir hier in der Tat in der letzten Lebenszeit des Königs einen Übergang zum zerstreuten Gefecht in seinen allerersten Anfängen, denn eine grundsätzliche Veränderung seiner Taktik hat dem Könige bis zuletzt ferngelegen. Seine Taktik beruhte auf seiner Heeres- und Staatsverfassung, die zu ändern er nie gedacht hat.

Bei der Kavallerie legte Friedrich nach wie vor auf lange Attacken in schärfster Gangart das Hauptgewicht. Wir haben enthusiastische Schilderungen von Augenzeugen aus den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege, die dies zeigen, und der König selbst kam ihnen

dabei noch wie „ein Centaur“ vor, so unermüdlich war er wieder wie einst vor dem großen Kriege zu Pferde. Aber wenn unter den Augen des Königs auch „unbändig geritten“ wurde, so war die Arbeitsleistung doch sehr ungleich verteilt, denn alsbals nach den Besichtigungen trat die Grasungszeit für drei Monate ein.

Die Tätigkeit des Königs in der praktischen Ausbildung seines Heeres war bis in sein letztes Lebensjahr sehr ähnlich wie vor dem großen Kriege geregelt. Am 10. April jeden Jahres ließ er in Potsdam als Erinnerung an seinen ersten Sieg sein erstes Bataillon Garde im Feuer exerzieren und entließ es dann mit den Worten: „So machten es eure Vorfahren bei Mollwitz!“, wie heute das erste Garderegiment den Ehrentag von Großgörschen alljährlich durch seine Vorstellung ähnlich begeht. Seine Revuen in den verschiedenen Provinzen waren genau so geregelt wie einst, und siegreich bekämpfte er alle bei ihm sich einstellenden Beschwerden, so daß fast nie eine einmal angesetzte Revue ausfiel, und noch in einer seiner letzten Instruktionen an den General v. Götzen, den Inspekteur der schlesischen Infanterie, vom 3. September 1785 ermahnt er „ob wir schon jetzt in Friedenszeiten leben, die Kriegsgedanken nicht einschläfern zu lassen“. Unermüdlich weist er auf die Erziehung der jungen Offiziere hin, zuletzt in einem Erlaß an denselben General. Jugendstreiche sollen „nicht allemal nach der größten Rigueur genommen werden, sondern das kommt auf die Umstände an“. Er verlangt einen Mann, „der Verstand hat, der exakt in seinen Sachen ist, der Lust zum Dienst hat und einen gewissen Eifer besitzt, vor der Welt sich Reputation zu machen“.

So bis zum letzten Augenblick mit seinem Heere arbeitend schloß der große König am 17. August 1786 in Sanssouci die Augen für immer.

Wer uns in unseren Betrachtungen begleitet hat, dem wird es klar geworden sein, daß seine Tätigkeit

für sein Heer allein schon ein Lebenswerk ausmacht, das unvergleichlich genannt zu werden verdient. Wohl hatte er es in einer Organisation vorgefunden, die für damals als die beste gelten durfte, an der er kaum irgend etwas zu ändern brauchte, aber der Geist, den er diesem Heere einzuhauchen verstand, wie er es in unermüdlicher Schulung „auf seinen Ton gestimmt" hat, das ist sein eigenstes Werk. Nur so konnte es mit ihm den Kampf gegen halb Europa durchfechten, und geruht hat er auch nachher nicht, um es auf seiner Höhe zu halten, bis ihm der Tod die müden Augen schloß. Auch er hat der Menschlichkeit wie alle seinen Tribut zahlen müssen, denn seine Größe barg auch ihre Einseitigkeit in sich. Wie er bis zum letzten Augenblicke nur von dem Gedanken getragen wurde: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue", wie er so sich selbst wie jeden anderen nur als ein Glied in dem großen Ganzen ansah, so gelangte er dazu, die in dem einzelnen wirkenden Kräfte gering zu achten und nicht zur Entfaltung kommen zu lassen. Das sollte sich später rächen, als sein gewaltiger, alles überschauender Geist, sein mächtiger Wille nicht mehr das Instrument zusammenhielten. Hatte er mit seinen Mitteln in den gegebenen Verhältnissen, „den Grenzen, die ihm das Jahrhundert setzte" — wie er selbst in tiefer Resignation erkannte — das Höchste geleistet, hatte er in der Taktik in der schrägen Schlachtordnung das Mittel erkannt und bis zur größten Vollkommenheit ausgebildet, mit seiner Minderzahl den stärkeren Feind zu schlagen, so mußte all das dahin gehen, als die entfesselte Volkskraft unter dem ersten Napoleon mit neuen Formen auftrat, aber der Geist der Offensive, mit dem er seine Heere oft über die Grenzen des Möglichen immer zur Entscheidung führen wollte, die sittlichen Kräfte, die er in seinem Heere weckte, das Beispiel, das er ihm in 46 Kriegs- und Friedensjahren, in zwölf gewonnenen Schlachten und in der Unbeugsamkeit nach Niederlagen gab, das alles konnte

nicht verloren gehen, und so konnten schon nach dem Zusammenbruch von 1806 alle jene Männer mit warmen Herzen und klaren Köpfen, jene Gneisenau, Scharnhorst, Boyen, Blücher, York und andere, sich um ihren König scharen, und mit ihm in echt friderizianischem Geiste die Wiedergeburt des Heeres bewirken. Und friderizianisch ist auch der Geist in der Offensive, in dem unsere Kriege von 1866 und 1870 geführt sind, und in diesem Geiste ertragen auch unsere braven Truppen jetzt in fernem Erdteil alle Strapazen und Entbehrungen unter glühender Sonne und in tagelangen Gefechten für ihren Kaiser und ihr Vaterland, und in diesem friderizianischen Geiste, der jetzt ein Gemeingut des ganzen deutschen Heeres geworden, wird auch dies zu Kampf und Sieg hinausziehen, wenn seines Kaisers Ruf ergeht.

Verzeichnis der hauptsächlichsten Quellen.

Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1846—1856. 30 Bände, herausgegeben von Preuß.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. Berlin 1879 ff., herausgegeben von R. Koser, A. Naudé und K. Treusch von Buttlar.

Großer Generalstab, Die Kriege Friedrichs des Großen. Berlin 1890 ff. Der erste Schlesische Krieg, der zweite Schlesische Krieg, der Siebenjährige Krieg bis 1758.

Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 5 und 6.

Großer Generalstab, Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Heft 5 und 6.

Koser, R., König Friedrich der Große. Stuttgart 1890 ff.

Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. Leipzig 1877.

Droysen, Geschichte der preußischen Politik. Leipzig 1874—1886.

Arneth, Geschichte Maria Theresias. Wien 1863—1879.

Carlyle, History of Friedrich II of Prussia. London 1858—1865.

Berenhorst, Nachlaß. Herausgegeben von E. v. Bülow 1895.

Tempelhoff, Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Gisors, La tactique et les manœuvres des Prussieus. 1770.

Stille, Les campagnes du roi. 1762.

Geschichte des Siebenjährigen Krieges von Offizieren des großen Generalstabes. 6 Bände. 1824 ff.

Maßlowski, Der Siebenjährige Krieg. Überſetzt von A. v. Drygalski. 3 Bände. 1888.

Waddington, La guerre de sept ans 1899 ff.; noch nicht abgeſchloſſen.

Broglie, Frédéric II et Marie-Thérèse. Paris 1883.

Broglie, Frédéric II et Louis XV. 1885.

Warnery, Les campagnes de Frédéric II. 1788.

Barſewiſch, Kriegserlebniſſe. 2. Aufl. 1863.

Weſtphalen, Geſchichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. 6 Bände. 1859.

Tagebücher Henry de Catts, Publikationen aus den Preußiſchen Staatsarchiven. XXII. Leipzig.

v. Tayſen, Das Militäriſche Teſtament von 1768.

v. Tayſen, Friedrichs des Großen Tätigkeit im letzten Lebensjahre.

v. Hülſen, K., Denkwürdigkeiten.

Souvenez Vous toujours mon chér du peu
de Valeur que les français ont Marquez a Rossbach
et jugez sur qu'en Les attaquant bien determinément
a moins quils n'ait des Enclos et Maisons Masonées
vous les Chaserai Come des Lievres

Friedrich der Große

und sein Hof

Persönliche Erinnerungen

an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin

von

D. Thiébault

Deutsche Bearbeitung von H. Conrad

2 Bände, 49 Bogen mit 6 Porträts

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—

In der reichen französischen Memoirenliteratur gibt es nur wenige Werke, die für uns Deutsche ihrem ganzen Inhalte nach ein so hervorragendes historisches Interesse darbieten, wie die Denkwürdigkeiten D. Thiébaults.

Karl Witte, Berlin.

Ein Muster französischer Memoiren sind die Thiébaults über seinen Aufenthalt am Hofe Friedrichs des Großen. Es mag einer noch so viele historische Werke über jene Zeit gelesen haben, Friedrich II. wird ihm ein genialer Feldherr, ein großer König, ein merkwürdiger Mensch sein; er lese diese Memoiren, und der Feldherr, der König, der Mensch steht leibhaftig vor ihm mit all seinen Tugenden und Fehlern, in seiner Herrscherglorie und seiner menschlichen Schwäche.

Wiener Allg. Zeitung.

Das Buch ist von Anfang bis zu Ende in allen Einzelheiten fast gleich interessant. Außerdem ist es durchweg in dem Ton des feinsinnigen, gebildeten Mannes gehalten, der auch delikate Dinge mit Geschmack und Anstand behandelt.

Hamb. Korrespondent.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES